Cornelie von Lentulus.

Dritter Band.

Cornelie von Lentulus.

Roman

von

Rudolf Kulemann.

Dritter Band.

nunquam R. V. retrorsum

Leipzig,
Verlag von C. F. A. T. Rötschke.
1869.

Erstes Kapitel.

Herr v. Putbus wiederholt seine Besuche.

Cornelie that, was sie sich unterwegs vorgenommen: sie schrieb an den Pächter bei Lentulus-Haus, in der Hoffnung, durch ihn über Lucian etwas zu erfahren. Sie sagte ihrer Tante nichts von dem Brief. Jean brachte ihn auf die Post, und an Jean sollte auch der Pächter wieder zurückschreiben; sie hatte ihn im Briefe darum gebeten.

Andern Tages kam Herr v. Putbus, um der Gräfin seine Aufwartung zu machen.

Aber er begnügte sich nicht mit diesem Besuche, sondern wiederholte und wiederholte ihn, zumal ihn die Gräfin aufs freundlichste darum gebeten. Diese Bitten waren jedoch wol nicht der eigentliche Grund, warum der junge Herr länger blieb, als er ursprünglich beabsichtigte. Etwas Anderes war es, was ihn hielt und fesselte. Gab ein pommersches Fräulein

dem Herrn von Putbus bei dessen Abschiede nach Paris wirklich ein Vergißmeinnicht, so wird dasselbe, wie wir meinen, durch die aufblühenden Rosen auf dem Angesichte Corneliens in ernstliche Gefahr gerathen, falls ihm nicht die Treue des jungen Mannes ersetzt, was ihm im Vergleich zu den Rosen an Schönheit gebricht.

Denn was die Treue und etwaige andere Tugenden des jungen Mannes betrifft, so glauben wir auf die Gediegenheit seines Charakters schon aus dem Umstande schließen zu dürfen, daß er damals in der Gesellschaft beim Herzog von Orleans sein Ohr vor den Stimmen der Sirenen verschloß, die ihn aus den Verschanzungen seiner sittlichen Entschlüsse zu locken versuchten.

Dazu kam eine tüchtige Bildung. Schon auf Rügen den Studien hingegeben, trotz der Unachtsamkeit oder Fahrlässigkeit, mit der man junge Leute von Stand und Reichthum so gehen läßt, wie sie eben wollen, faßte er später den Entschluß, seine Kenntnisse durch Reisen nach Frankreich und namentlich durch einen Aufenthalt in Paris zu erweitern.

Die französische Bildung und Philosophie, nicht eben tief, aber in handlichen Formen ausgeprägt, mit schimmernden Umschmückungen und pikanten Redeweisen, die zur Kurzweil selbst der Machthaber in die alte, stets überlieferte und darum ihnen selbst langweilig gewordene Staats- und Geschäftsordnung

hineinbohrten oder vielmehr hineinprickelten, hatte sich bei den höheren Ständen gangbar und geläufig gemacht. Friedrich der Große correspondirte mit Voltaire und Katharina mit d'Alembert. Eines Tages aber sah man, wie das Volk von Paris die zugespitzten Redeweisen der französischen Philosophen, welche auf Popularität ausgingen, als Handhabe gegen diejenigen gebrauchte, die damit über den dunklen Schichten wie mit Brillanten und Zierdolchen gespielt. Dies geschah zur Zeit, wo die Revolution in Paris ausbrach, von welcher der junge Herr v. Putbus einen kurzen Zeitraum erlebt. Er hatte Gelegenheit, die aus der Höhe herabgezogenen Ideen der Philosophen in dem nächsten Umkreise, so zu sagen dicht am Leibe des Volkes zu beobachten. Furchtbare Ausbrüche und Widersinnigkeiten bei dieser plötzlichen Berührung des Zündstoffes mit dem Lichte kamen da zu Tage. Aber er war deswegen nicht der Meinung, daß man Licht und Pulver aus der Welt verbannen müsse. Es komme nur auf eine behutsame Behandlung und Vertheilung an. Der Stoff, der sich in breiter Fläche der Sonne unterbreitet, erzeugt ein sanft vermitteltes Frucht- und Farbenfeld. Der dunkle Grimm, der sich in dumpfen Hütten von Arbeitern und leibeigenen Bauern anhäuft, platzt los, wenn plötzlich das Feuer auf den Zündstoff trifft.

Welche Ueberzeugungen Cornelie in Betreff der

Umwandlung französischer Gesellschaftszustände hegen mochte, wußte die Gräfin nicht, da sie ihre Nichte absichtlich von aller Politik fern gehalten. Jetzt aber erfuhr sie zu ihrem Erstaunen, dem sich jedoch eine freudige Ueberraschung beigesellte, daß Cornelie in der Gegenwart des jungen Herrn v. Putbus auf bestimmten und von ihm nicht abweichenden Ueberzeugungen fuße.

Es kam da wieder die Rede auf den Baron Baptiste oder, wie er sich gegenwärtig nannte, Anacharsis Cloots, dessen die Gräfin beim ersten Begegnen nur flüchtig erwähnt. „Ich sah und sprach ihn auf meinem Gute im Elsaß," sagte die Gräfin. „Er kam direct von Thule."

„Welchen Punkt berührte dieser Komet nicht?" versetzte Herr v. Putbus.

„Und wie kam er nach Thule?"

„Das mögen die Götter wissen! Uebers Meer, von Schweden, vom Nordcap her! Denken Sie sich, ich saß in meinem Zimmer, in ein Buch vertieft, das vor mir lag. Ich hörte das Rollen eines Wagens, war aber nicht eben aufmerksam darauf gewesen. Hatte sich der Ankommende bei mir angemeldet oder nicht? ich weiß es nicht. Ich rief dem Bedienten, der ins Zimmer trat, ohne mich umzuwenden und ohne zu wissen, was er sagte, nur zu: schon gut! und las weiter. Plötzlich sah ich einen Kopf über meinen Schultern herragen. „Sie lesen,

mein Herr," ruft es, „lassen Sie sehen, ob unsere Ansichten übereinstimmen. Hier gleich eine mit dem Bleistift bezeichnete Stelle, die Sie ohne Zweifel soeben angemerkt, da sich der Stift noch in Ihrer Hand befindet. Vortrefflich: „alle menschlichen Sprachen," las er, „entsprangen aus einer Wurzel. Was darüber hinausrankt in Zweigen und Aesten, sind blos Andersgestaltungen desselben Geistes."

„Ein seltsamer Ausspruch," bemerkte die Gräfin. „Ich werde niemals einräumen, daß die erste Sprache der Welt, die französische, mit der Sprache der Zigeuner aus einer Wurzel stammt."

„Seltsam, aber doch sehr beachtenswerth," erwiderte Herr v. Putbus. „Der Deutsche sagt Mann und Mensch, der Zigeuner Manusch, der alte Indier Manuschah, der Altfranzose Mand, wie es noch in gourmand, Normand erscheint, der Pole Mezka, der Russe Musch, der Mongole Kü — mün."

„Halten Sie ein," rief die Gräfin. „Die Barbarei mag sich blähen und brüsten, so sehr sie will, aber sie wird sich niemals zu einem französischen homme und vollends gentil-homme erheben, sondern stets commun bleiben, was mir mit dem Mongolischen Kümün sehr verwandt scheint."

„Derselbe Geist und dasselbe Menschheitsprincip," versetzte Herr von Putbus, „veranlaßt die Sprachorgane, in verwandter Weise Mensch, Musch, Ma-

nusch, Manuschah, hu-manus, homo, homme, humanité auszusprechen."

„Welche Folgen," rief die Gräfin, „wenn alle Menschen eines Stammes sein sollten!"

„Der Herr, der das Buch genommen, zog sie. Eine Wurzel und ein Wipfel! rief er. Alle Menschen sind Brüder und Genossen desselben Geistes und Mohren, Türken, Irokesen, Juden, Mongolen zu einer Freiheit und einem Menschenthum berufen. Angenommen hat man den Satz zu Paris, und ich eile dorthin, um als Abgesandter der Menschheit ihre Zustimmung vor dem Nationalconvent zu erklären."

„Nichts weiter als ein Einfall," sagte die Gräfin. „Man muß einmal von den hergebrachten Ansichten abweichen. Das unterhält. Ich erinnere mich, daß Herr v. Cloots, als er bei uns zum Besuch war, Aehnliches aussprach, und das wird noch wol eine Zeitlang währen, ehe er zu andern Ueberzeugungen gelangt. Geht er später einmal über einen seiner cleve'schen Aecker, wird er den Unterschied zwischen Wicken und Weizenkörnern erkennen. Einstweilen fliegt man über alles hinweg und man folgt diesen Wortraketen, die zu unserer Kurzweil über Zaun und Grenzen und sonstige wolbegründete Verhältnisse ins Blaue hineinfahren. Niemals war mein Gemahl aufgeweckter, als über dessen stilles Dasein dieser Feuerwerker seine Gedankenspiele steigen ließ.

Wir nahmen das gar nicht ernsthaft und hätten ihn noch gern gehalten, aber wer hält den?"

„So ging es auch mir," versetzte Herr von Putbus. „Zwei Tage war er mein Gast. Er steckte, so zu sagen, seine Nase in alles: in Schaf- und Pferdeställe, in Kohlköpfe und Rosenkelche. Dann plötzlich sah ich seinen Wagen vor der Thür. Auf Wiedersehn in Paris! rief er. Rasch fuhr er dahin."

„Ein reicher unabhängiger Herr," sagte die Gräfin, „er kann unserer Sache dienen, aber er war beim Herzog v. Orleans."

„Da war ich auch," erwiderte Herr v. Putbus. „Und welch ein seltsames Zusammentreffen wieder! Ich schlendre so über den Boulevard und sehe einen jungen Mann vor mir hergehn mit zurückgeworfenem Kopf und hängendem Haar. Wär es möglich der? Ich rufe ihm seinen Namen gleichsam in den Nacken hinein. Er wendet sich, er fliegt auf mich zu, er umarmt mich. Dann — einen Fiacker ruft er herbei! „Wohin?" „Ins Palais Royal!" Ich mußte wol. Und warum auch nicht? ich kam ja nach Paris, um etwas zu erleben. Ja, ich war beim Herzog von Orleans."

„Aber jetzt sind Sie hier," sagte lächelnd die Gräfin, indem sie flüchtig nach Cornelien hinsah. „Ist denn nichts, was jenen liebenswürdigen Springinsfeld fesseln könnte?" Das Wort fesseln betonte sie ein wenig.

Herr v. Putbus sah unwillkürlich nach Cornelien hin; die Gräfin folgte seinem Blick, der jedoch rasch vom Ziele abbog, da sich der junge Mann beobachtet glaubte. Eine leichte Röthe überflog sein Gesicht. Die Gräfin bemerkte es, schlug aber, selber überrascht, die Augen nieder, als ob sie nichts bemerkt hätte.

„Bauerngrund wär' es, der ihn fesseln könnte," sprach jetzt Herr v. Putbus etwas laut und herausstoßend, als wollte er durch ein Schlagwort von einer Bewegung, die ihn überraschte, ablenken . . . „Herr v. Cloots hat da schöne Güter im Cleve'schen. Die Bauern haben zu ihm nach Paris geschickt, er möge kommen und unter ihnen wohnen."

„Bauernfesseln!" erwiderte die Gräfin etwas wegwerfend. — Sie dachte ohne Zweifel daran, daß die Bauern im Elsaß nicht nach ihr geschickt hatten, damit sie käme, um unter ihnen zu wohnen. „Und was sollte er unter ihnen machen?"

„Ich denke," sagte Herr v. Putbus, „wenn er ihnen ein Vorbild wäre, daran sie sich emporrichteten! Ging er in die pariser Schule, so geschah es doch wol in der Absicht, um daraus als Lehrmeister für seine Bauern hervorzugehen."

„Damit sich Bildung den untern Stufen nähere und endlich mit ihnen eins werde!" erwiderte die Gräfin. „Was käme da heraus? eine gemeine Bildung! Sie gehen zu weit Herr v. Putbus. Der Bauer soll Bauer bleiben, wie der Edelmann ein Edelmann. Kommt

der Bauer dem Edelmann nahe, gleich will er sich neben ihn, oder gar an seine Stelle pflanzen. Ote toi de là, que je m'y mette! heißt heutzutage die Losung."

„Damit hats noch Zeit," sagte Herr v. Putbus. „Der Bürger steht dazwischen."

„Die Scheidewand ist bereits niedergestürzt," erwiderte die Gräfin. „Was heißt Bürger? citoyen! ein Begriff, welcher Edelmann, Bürger, Bauer einpferdht! Daneben seh ich den Schafmeister, oder wenn Sie wollen, den Dictator, welcher Stab mit Scepter vertauscht. So wird's in Frankreich kommen, wenn nicht, wie ich hoffe, die Preußen ein Halt gebieten. Ich denke an Thule. Glückliche Stätten das, wo man noch Edelmann, Bürger und Bauer unterscheiden kann. Da ist noch Haltung, Färbung, Charakter, Staffage. Nein, Herr v. Cloots bleibe lieber in Paris, als daß er sich mit seiner weltbürgerlichen Bildung zu seinen Bauern begebe, um sie und sich in eine Uniform zu stecken oder den Unterschied der Stände auszulöschen. Anders ist es mit diesem liebenswürdigen Herrn Baron v. Putbus. Er verließ Paris, um das in jener verruchten Stadt niedergeworfene Panier in Thule um so höher aufzurichten."

„Und doch," versetzte Herr v. Putbus lächelnd, „gedenk ich in diesem Thule ein Bauer zu werden."

„O ich weiß, was Sie sagen wollen, fiel hier Cornelie ein. „Als ich noch in Lentulus-Haus war,

wie gern sprach ich mit jedem, und wie hörten sie auf mein Wort und ich auf das ihrige! Die große Sonne theilt sich dem Kleinsten mit und unter dem Einflusse ihrer liebevollen Wärme springt es leuchtend aus dem dunkelsten Gebüsch. Sollten wir's nicht ebenso machen, wenn wir uns etwas Bildung und Wärme zutrauen? Ich wüßte nicht, daß ich mich jemals über die Zudringlichkeit derjenigen zu beschweren hatte, denen ich mich zu nähern versuchte. Und so hoffe ich, daß auch" —

Cornelie brach hier plötzlich ab.

„Was hoffst Du?" fragte die Gräfin.

„Daß in Lentulus-Haus noch einer — ich wollte sagen, daß dort noch Menschen sein werden, die, so schlimm sich die Zeiten auch gestalten mögen, mir wolgesinnt und gefällig bleiben."

Wir vermuthen, daß Cornelie bei dem Worte „noch einer" den Pächter im Sinn hatte, dem sie in dem von Jean besorgten Briefe einen jungen Mann empfahl, dessen Namen sie zwar verschwieg, der aber kein anderer als Lucian Montalto war.

„Hm," erwiderte die Gräfin. „Meine Nichte konnte sich doch nicht ganz dem Einflusse des nahen Paris entziehen. Wenn es einmal geschehen sollte, liebe Cornelie, so wünschte ich doch, daß Du eher zu mir gekommen wärest."

Herr v. Putbus war jedoch anderer Meinung. Als Cornelie plötzlich sprach ... er sah nach ihr hin. Ihr belebtes Auge, in welchem Feuer und Ueberzeu-

gung glänzten, fesselte ihn. Er vergaß sich so weit gegen die Gräfin, daß er, ohne die abweichende Meinung derselben zu bedenken, an Cornelie den Ausruf richtete: „Sie entzücken mich, mein Fräulein!“

„Sie entzückt ihn!“ wiederholte leise die Gräfin bei sich selber.

„Um Vergebung!“ sagte Herr v. Putbus zur Gräfin, „ich wollte sagen, ich sagte . . .“

„Ein Bauer wollten Sie werden,“ bemerkte Cornelie. „Ist Bauer nicht so viel wie paysan?“

„Ein paysan!“ rief die Gräfin. „Aber ich habe Dir zu bemerken, liebe Cornelie, daß Herr v. Putbus ein wenig scherzt.“

„Doch nicht!“ erwiderte dieser, „ich meine es im vollen Ernst. Erlauben Sie mir,“ fuhr er fort, indem er sich gegen Cornelie wandte, „Ihnen als einer Französin, die noch nicht lange in Deutschland verweilte, den Namen Bauer auf die Grundbegriffe zurückzuführen. Bauer bedeutet eigentlich mehr, als paysan, der im Gegensatze zur Stadt blos auf dem Lande lebt. Aber wie viele leben auf dem Lande, ohne sich mit demselben zu befassen. Auch Herr v. Cloots, der auf dem Lande bei Paris eine Villa besitzt, in welche die hunderttausend Livres münden, die ihm die Bauern aus seinen Cleve'schen Gütern schöpfen. Kommen Sie mit mir zurück nach Deutschland, sagte ich zu ihm. Stellen Sie sich an die Wurzel, an die Bauern, und schütten Sie Ihre Fülle

auf das Vertrocknete. Wenn Sie und tausend andre dasselbe thun, so wird die Humanität von der Wurzel aus entspringen, statt daß sie jetzt in ungemessenen Redensarten wie ein phantastischer Nebel über dem Haupte dahinschwebt. Diese Redensarten trieben mich von Paris. Ja, meine Damen, ich will Bauer werden. Ging ich nach Paris mit Thule'schen Gelde, so soll das, was ich in Frankreich an Bildung und Erfahrung dafür eintauschte, auf Thule zurückwirken. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Geld, das ich aus einer Oertlichkeit gewinne, an diese Oertlichkeit zurück muß. Paris, London, Neapel, wo so viele große Grundbesitzer verweilen, blos um da zu verweilen, sind weiter nichts als Schwämme, in welche die Bauern daheim ihre Säfte ausdrücken. Die Revolution entsprang aus dem Gegensatz der Fülle und Leere. Wie leicht wird so ein Schwamm in Paris ausgepreßt, und wie sehr müssen da die Säfte der Provinz herhalten, sodaß eine immer größere und gefährlichere Leere entsteht. Wären doch alle jene Ducs und Marquis, die ihre Säfte, d. h. die Säfte der Bauern an der Hofsonne vertrocknen ließen, Bauern gewesen! Das Wort Bauer, das so gewöhnlich lautet, hatte mir doch wieder einen so poetischen Klang, daß es mich anreizte, seine Wurzel und Abstammung zu verfolgen. Ich fragte einen der orientalischen Sprachen kundigen Professor: woher stammt dem eigentlich das Wort? Aus dem Alt-Indischen, sagte er, von dem

Worte bhû, welches werden, wachsen, bauen, bilden bedeutet. Ein Bauer ist also ein Mann, welcher sich wurzelhaft begründet und wächst und bauet und Früchte trägt."

Die Gräfin war mit diesen Auseinandersetzungen des Herrn v. Putbus keineswegs einverstanden. Indeß hatte sie bemerkt, daß Cornelie, während derselbe sprach, mehre male mit dem Kopfe nickte, was sie für Zustimmung nahm. Damit fielen denn alle ihre etwaigen Erwiderungen zu Boden. Am Ende konnte der junge Herr auch sagen, was er wollte: der Name Putbus war ihr an und für sich ein Schild, unter welchem sich alles vertheidigen ließ. Weiter nichts, als ein Einfall, dachte sie. In Thule wird sich schon alles finden. Sie malte sich die Zukunft aus. Als die demnächst wieder eingesetzte Reichsgräfin v. Veldenz, wenn sie nach Thule zum Besuch käme, oder gar dort für immer verweilte, dachte sie sich als Obhüterin aller Ansichten und Stimmungen, sobald diese etwas aus dem üblichen Fahrgleise zu weichen drohten. Sie erwiderte Herrn v. Putbus mehres, aber alles sehr heiter, sehr verbindlich, sehr vermittelnd . . . Cornelie hatte ja dem Herrn v. Putbus oder seinen Ansichten zugenickt!

Zweites Kapitel.

Herr v. Putbus bleibt länger in Worms, als er ursprünglich wollte.

Indeß blühte Cornelie immer mehr auf. Zwar zeigten sich noch überwiegend Lilien auf ihrem Angesicht, aber diese Lilien riefen schon die Rosen zu Hülfe. Wie könnte auch der Gram auf die Dauer dem gesunden Lebenskeime widerstehn, welcher tapfer und muthvoll wie Sonnenlicht durch das verdüsternde Gewölk brach. In der Fülle des Lebens glaubte Cornelie an das Leben . . . an das Leben Lucian Montalto's selber. Und je mehr dieser vor dem hoffenden und gläubigen Auge Corneliens sich hervorlebte, desto mehr wirkte das auf ihr eigenes Leben anregend und erheiternd zurück. Sie war gesprächiger, als sonst. Wenn Herr v. Putbus im Zimmer unter den hellgrünen Blattschirmen des Epheus neben Cornelien saß und von Paris sprach, wo sie so viel Unglückliches und Glückliches erlebt, und von der Zukunft in

Thule, das er mit glücklichen Bauern bevölkerte — o dieser Herr v. Putbus war ein junger, schöner und dabei unterrichteter Mann! — dann ganz unwillkürlich war es Cornelien, als ob Lucian Montalto dasäße. Sie vergegenwärtigte sich diesen Lucian so lebhaft, daß er ihr unter jeder freundlichen Gestalt, warum also nicht unter der des Herrn v. Putbus erscheinen sollte. Mit dem jungen Manne redend und doch zugleich an Lucian denkend, nahm ihr Wort etwas Inniges, Vertrauliches an, was höchst wahrscheinlich Herrn v. Putbus, ohne Zweifel aber die Gräfin entzückte. „Sie entzückt ihn!" hatte sie schon einmal für sich gerufen. So waren diese guten Seelen in einem unabsichtlichen Irrthum befangen: der Herr v. Putbus, indem er sich Cornelie ganz nahe wähnte, während diese doch in dem Maße sich von ihm entfernte, als ihr Lucian in der Vorstellung aus großer Entfernung näher kam; die Gräfin, indem sie im Geiste nach Thule pilgerte, wohin ihr ihre Nichte nach deren gegenwärtiger Stimmung zu urtheilen, wie sie meinte, aufs freudigste folgen würde, während diese doch an Lentulus-Haus, an die Ufer der Isere, wol gar an das sonnige Marseille, Lucian's Heimat, dachte; Cornelie, indem sie einen Rahmen mit einem geliebten Bilde ausfüllte, das doch, wenn sie es genauer ansah, von dem Originale ganz verschieden war. Ahnte Cornelie etwas von der wachsenden Neigung des Herrn v. Putbus? Nichts! Sie war in der Er-

innerung an Lucian so ganz und gar von dessen Bilde erfüllt, daß kein anderes in ihrer Seele hätte Raum gewinnen können. Wir finden es verzeihlich, weil natürlich, wenn sie, in dem Gedanken an Lucian heiter und aufgelegt, diese Stimmung auf jeden, und da sie nicht viel Menschen um sich sah, vorzugsweise auf Herrn v. Putbus übertrug. Beglückt durch den Gedanken an Lucian, hätte sie alle beglücken mögen.

Und doch, wie gefährlich konnte eine solche Beziehung für Cornelie werden! Der Gedanke an Lucian, an einen Abwesenden, war doch zunächst eine Phantasie, die zwar auf etwas vermuthlich Lebendes zustrebte, das aber immer zurückwich. Und wenn sie nun von der vergeblichen Wanderung aus der Ferne zurückkam, traf sie immer auf die Gestalt eines schönen, tadellosen, jungen Mannes. Was sollte daraus werden? Armer Lucian, wenn du lebst und liebst, wo ist die, die du liebst? O eile herbei, damit du mit deinem Auge das Auge, das Herz, die Liebe Corneliens fesselst! Auch du suchst wol, aber auch du findest nicht. In dem einsamen Waldhause fielest du, von Hardy's Dolche getroffen, tödtlich darnieder. Todt! Wenn Cornelie glaubt und sie darf das glauben, daß du todt seiest! Das Leben, die Gegenwart behauptet ihr Recht. Wenn auch nicht gleich, doch allmählich und sicher tritt Leben an die Stelle des Todes. Ueber einem zertrümmerten und verwitternden Tempel zieht

sich bald Epheu dahin. Und die Reichsgräfin Lucilie v. Veldenz und Cornelie ihre Nichte, an der sie: an der Frau v. Putbus, der Herrin von Thule, ihre möglicherweise versunkenen elsassischen Hoffnungen emporrichten will! Zwar Lucian wußte von dieser Reichsgräfin nichts, auch nichts von dem Herrn v. Putbus, aber es lag nahe, an dergleichen Gefahren zu denken. Wer wahrhaft liebt, weiß, wie schmerzlich es berührt, wenn der geliebte Gegenstand, zumal wenn man dessen nicht vollständig gewiß ist, in die Ferne verschlagen ward. Wir glauben ihn und demnach auch uns von hundert Gefahren umgeben. So ist der Kaufmann besorgter um das Schiff in der Ferne, als wenn er selber am Maste steht uud den Sturm mitzubeherrschen sucht. Und wenn nun Lucian, im Fall er lebt, an Cornelie denkt, an sie, die er so sehr liebte, der er jedoch seine Neigung noch nie mit einem Worte bekannte, wo also der Liebe das Wort, die Bestätigung, die Fassung, wie dem Weine der Kelch fehlte; wenn er an eine Liebe denkt, der zwar ahnungsvolle aber unbestimmte Voraussetzungen zu Grunde lagen, über welche Cornelie frei verfügen durfte; wenn er nun statt seiner einen andern der strahlenden Schönheit Corneliens gegenüberstellte, von welcher, wie er meinen muß, ein anderer ebenso stark berührt werde, wie er selber davon zuerst im Parke von Lentulus-Haus und immer wieder berührt wurde; und wenn dieser andere,

ohne Zweifel ein liebenswürdiger und edler anderer, denn Cornelie wird doch immer Cornelie bleiben, unter dem Einflusse mächtiger Verwandten, bei denen Cornelie etwa Schutz fand, über ihn, den Bürgerlichen, hinausragt . . . wie dann? Zwar seine That im einsamen Waldhause, wo er durch sein plötzliches Dazwischentreten Cornelie aus den Umstrickungen Hardy's errettete, konnte er dem andern gegenüber in die Wagschale legen und sonstiges, was er vielleicht that, wovon wir jedoch einstweilen ebenso wenig wie Cornelie etwas wissen. Aber wir dürfen annehmen, daß Lucian zu stolz und zu edel dachte, um vereinzelte Thaten, zu denen sich am Ende jeder verstanden hätte, der Liebe vorzurechnen, die eben nicht reflectirt und rechnet, sondern sich als das Princip ansieht, aus welchem grenzenlos, wie edle Gesinnung, edle Thaten hervorquillen. Wenn er an alles das lebend dachte, so werden wir selben denken können, wie qualvoll sich in seinem Gemüthe andere Schmerzen erhoben, nachdem er die Schmerzen des Körpers überwunden. —

Herr v. Putbus war mit vier Pferden in Worms hereingefahren und die Gräfin hatte, auf die raschen Pferde hinblickend, gesagt: ah, Sie wollen diesem Paris entrinnen!

Und freilich, wenn wir an die Gesellschaft beim Herzog v. Orleans zurückdenken, an die Wogen der Revolution, die dort — in Champagnergläsern und

erhitzten Köpfen seine Schäume schlug, und wenn wir uns mit Herrn v. Putbus jenes vom Meere umzäunte Thule vergegenwärtigen, wo wie auf einem von den ewigen Wogen des Meeres getragenen Schilde ihm handfeste, durch ihn beglückte Bauern erschienen und erscheinen sollten, dann finden wir es begreiflich, daß er diesem wüsten Durcheinander zu entrinnen suchte.

Aber war er nun auch entronnen, so befand er sich doch noch immer näher bei Paris, als bei Thule. Wahrscheinlich streckten die Thule'schen Bauern die Arme nach ihrem jungen Herrn aus. Er hatte geschrieben, daß er kommen wolle, aber er kam nicht. Einen Triumphbogen mit Blumengewinden hatte man am Eingang zum Schloßhof errichtet, durch den der junge Herr unter dem Gejubel seiner Erbangesessenen ins väterliche Haus einziehen sollte, aber er kam nicht. Seltsam für die Verwalter und die Bauern, aber nicht seltsam für die Gräfin! Ach, diese Bauern! dachte sie; welche Anziehungskraft können nur Bauern ausüben! Etwas Anderes ist es, was sie, wenn sie seinem Herzen nahe rücken, in die Flucht treibt . . . Cornelie! Welchen Vorwand sollte er haben, zu bleiben, als eben Cornelie? Zwar einen Abstecher wollte er blos machen, um mich zu begrüßen. Aber das macht man doch in einem, in ein paar Tagen ab. Und wie lange verweilt hier schon dieser junge Herr v. Putbus! Sie

stellte eine vollständige Rechnung an. So und so viel Zeit! rief sie. Nur immer noch mehr! Dann ziehe ich die Summe, das Ergebniß, und dieses wird — Cornelie heißen . . .

Der Herr v. Putbus dachte selber daran, daß er länger geblieben war und blieb, als er ursprünglich bleiben wollte. Warum sollte er nicht sagen, warum er blieb? Schön ist es, frei heraus zu bekennen, wie es einem ums Herz ist, aber dies Herz, je tiefer es fühlt, desto mehr spielt es Versteckens. Wer hat es erlebt, daß ein Jüngling, oder eine Jungfrau mit ihrem Innern stracks in die Außenwelt hervortritt! Wer wahrhaft liebt und unmittelbar fühlt, liebt, weil er muß, auch wenn er nicht wollte: die Stärke ist in diesem Falle zugleich eine Schwäche, die man nicht gleich der Welt zeigen will. Der junge, reiche Herr v. Putbus, der über so und so viel Bauern und über ein tüchtiges Stück Außenwelt verfügte, konnte doch nicht über sein Herz verfügen. Versuche er es, mit seinem Verstande sein Herz anzutreiben, Worms zu verlassen: dies Herz wird bleiben und schlagen in der Nähe des Herzens, aus welchem es seine Bestimmungen schöpft.

Wol aber muß diesem Herzen der Verstand dienen, der für dasselbe allerhand Vorwände aussinnt hinter denen es sich, indem es erwartungsvoll pocht, wie hinter einer Couliſſe versteckt. —

Besuchte Herr v. Putbus auch regelmäßig alle Tage

die Gräfin, d. h. doch eigentlich Cornelie, so bemühte er sich doch, diese Haupt- und Herzenssache in eine Nebensache zu verwandeln, indem er auf die Stadt Worms und ihre Sehenswürdigkeiten als einen Vorwand seines Bleibens hindeutete. —

Der Inhaber des Gasthauses, in welchem Herr v. Putbus wohnte, war in seiner Weise nicht minder als die Gräfin über den jungen, reichen Mann entzückt, der vermuthlich noch länger in Worms zu verweilen gedachte, da er sich nach den Merkwürdigkeiten von Worms erkundigte. Ueber diese wollte eben Herr v. Putbus der Gräfin Bericht erstatten, um dadurch den Beweis zu geben, daß ihn Worms in vieler Beziehung zu fesseln vermöge.

Die fraglichen Sehenswürdigkeiten erzeugten jedoch dem Gastwirth nicht geringe Verlegenheit, denn die Neuzeit der Stadt Worms konnte wenig davon aufweisen; er mußte in die Vergangenheit zurück, und diese war leider nicht mehr vorhanden.

„Eine ziemlich neue Stadt, wie mir däucht," sagte Herr v. Putbus, als er eines Tages neben einem Becher mit Liebfrauenmilch saß. „Nur hier und dort verfallene Mauern von alten mächtigen Gebäuden weisen aus der Neuzeit auf eine alte stolze Vergangenheit."

„Ach, gnädiger Herr, die Franzosen!" seufzte der Wirth.

„Ja, die Franzosen!" wiederholte Herr von Putbus.

Aber Fräulein v. Lentulus war eine Französin.

„Sehen Sie nach dem Platz hin, gnädiger Herr, da steht noch das Mauerwerk von dem alten Dom, den Anno elfhundertundelf Kaiser Heinrich der Fünfte erbaute und mit vier Thürmen versah. Das Merkwürdigste darin beim Eingang überm Altar war ein wundersames Gemälde."

„Was wissen Sie von diesem Gemälde?" fragte Herr v. Putbus.

„Eine Mühle war darauf und die Jungfrau Maria, die das Jesuskindlein in den Trichter warf, während die zwölf Apostel das Mühlrad mit aller Macht umdrehten und der Papst daneben kniete, in der Hand einen goldnen Kelch haltend, darin er das gemahlene Kindlein in Gestalt von Hostien empfing, die er dem Bischof gab, der sie dann weiter an den Priester und dieser an das Volk verabreichte."

„Ein seltsames Bild!" sagte Herr v. Putbus. Aber noch seltsamer war es, daß ihm dabei Fräulein v. Lentulus einfiel. An Hostien dachte er, die der Priester ohne den Wein an das Volk, an die Gemeinde, demnach auch an Fräulein v. Lentulus austheilt. Ist diese eine Protestantin? In Thule sind sie alle Anhänger des Mannes, der hier in Worms vor Kaiser und Reich die Worte sprach: ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! Was werden meine

Bauern aufschauen, wenn ihre gnädige Frau... Herr v. Putbus vollendete nicht, er erröthete, er suchte die Aufmerksamkeit davon abzulenken durch eine Frage, die er sich selber hätte beantworten können. „Was ist aus diesem Dome und diesem Gemälde geworden?" fragte er.

„Ach, die Franzosen!" rief abermals der Gastwirth. „Gnädiger Herr, ich will ihnen erzählen. Mein Vater, mein Großvater besaß dieses Haus, ein altes Haus, eine alte Firma, weit ins Reich bekannt ... ich habe die Ehre, den Herrn v. Putbus zu bewirthen. Herrlicher Wein das, Liebfrauenmilch, der da um den alten Dom herumwächst! Mein Großvater hat's meinem Vater und dieser wieder mir erzählt. Gut also, Anno sechszehnhundertachtundachzig kamen die Franzosen unter dem Marquis Bouffleur ... ach, wir haben jetzt wieder viele Marquis in der Stadt, arme Schlucker, mit Verlaub zu reden, die von Worms aus nach Paris wollen, ich wollte, sie hätten einen andern Ort zum Ansatz oder Absatz genommen, aber ich meine, einige werthe Gäste sind doch darunter z. B. die Reichsgräfin" ...

„Die Reichsgräfin?" fiel Herr v. Putbus dem Wirth in die Rede.

„Die Reichsgräfin v. Veldenz," sagte dieser. Aber soll ich's gestehen, ganz im Vertrauen, gnädiger Herr, noch lieber nenn' ich das Fräulein bei ihr, wie man sagt, ihre Nichte, ein herrliches Persönchen das, mag

die bleiben und ganz Worms erobern. Gar nichts von dem aufgeblasenen Wesen, wie bei den andern Marquisfräulein! Ich bin ihr gut, jeder könnt' ihr gut sein."

Der Wirth warf bei diesen Worten einen verstohlenen Blick nach Herrn v. Putbus hin. Dieser schien es zu bemerken, er hob das Glas mit Liebfrauenmilch an die Lippen und bemerkte dann: „aber der Marquis v. Boufflеur?"

„Gut also, der Marquis v. Boufflеur!" sagte der Wirth. „Ein schon etwas bejahrter Herr mit röthlicher Nasenspitze, ohne Zweifel von Burgunderwein. Auf diese Nase speculirte mein Großvater. Burgunderwein wird von Liebfrauenmilch ausgestochen, ohne alle Frage wird er das! schmecken Sie nur, gnädiger Herr! — Gut also, dieser Marquis v. Boufflеur hatte einen Ingenieur, Namens du Fort, der sich aufs Sprengen verstand. Gesprengt wurde alles, was in Worms und um die Stadt herum fest war: äußere und innere Wälle, Mauern, Thürme, Thore, und alles Eisen daran sackte man ein, auch das Blei vom Dom. Da stand auch ein viereckiger Streitthurm auf einem Felsen am Rheinufer mit vier steinernen Nebenthürmen, die Mauern über zehn Fuß dick, inwendig ein Brunnen drin und eine verdeckte Brustwehr. Dreißig Pulverminen ließ man auf ihn losknallen, aber er hörte nicht darauf, erst bei der einunddreißigsten fiel er um. Die Stadt lag nun

offen da, aber nun gings ans Eingeweid! Ritt eines Tags ein Trompeter über die Straße und hinterdrein der Marquis v. Boufflеur mit seinem Generalstab. Mein Großvater sah zum Fenster hinaus und bemerkte die besagte rothe Nasenspitze und hui, fiel ihm etwas ein. Der Trompeter rief: auf Befehl Sr. Majestät Louis Quatorze soll die Stadt abgebrannt werden. Sechs Tage Frist für jeden, der sich und das seinige in Sicherheit bringen will! Als mein Großvater dies vernommen, stieg er stracks zum Keller hinab, stellte ein Dutzend Flaschen mit Liebfrauenmilch im Korb zusammen und ließ sie durch meinen Vater zum Marquis v. Boufflеur tragen. Als dieser den Geruch hinterm Kork verspürt, schnob er mit der Nase, und als er nun gar trank: potz Jupiter und Ganymed! schrie er, die Tonnen, daraus mir dies kam, soll man nicht sprengen. Sprengt man aber die Tonnen nicht, gnädiger Herr, dann auch nicht das Gewölb, darunter sie ruhig liegen und so auch nicht das Haus, das auf dem Gewölbe ruht. Ein heiles, altes Haus, gnädiger Herr, aus der Wormser Vorzeit, noch mit demselben Gewölb und der Liebfrauenmilch, von welcher der rothnasige Marquis v. Boufflеur getrunken. Also mein Großvater hatte auf den Marquis speculirt und dieser wieder auf meinen Großvater d. h. auf dessen Haus, und die Liebfrauenmilch darunter. Bajonette ums Haus herum! rief er und Feuerspritzen in die Nähe! damit mir nicht die

Feuerzungen das süße Brünnlein verzehren. Denn freilich, nun gings los. Angesteckt ward die Stadt mit Feuerfackeln und Pechkränzen. An die zehn Meilen weit in der Runde sah mans lodern. Als die Einwohner sich wieder heranwagten, o du mein Himmel! welch eine Verwüstung! Selbst die Keller hatte man gesprengt und die Fässer durchbohrt. So ein paar tausend Fuder Weins verschüttet! Viel Liebfrauenmilch darunter! Hätte es der rothnasige Marquis v. Bouffleur gewußt! Aber da ihm mein Großvater vom besten geboten, so schmeckt er nur diesen allein auf der Zunge und ließ den andern laufen. So, gnädiger Herr, blieb das Gewölbe stehen und darüber das Haus, ich meine dies Haus, das noch heutzutage vom alten Dom — mein Großvater war ein frommer Mann, der regelmäßig drin seinen Kirchgang hielt, und der Segen geht auf die Kinder über — ich sage, das noch heutzutage vom alten Dom, den die Franzosen ebenfalls zersprengten, seinen Segen, ich meine Liebfrauenmilch erhält, der um ihn herumwächst. Ha, diese Maulwürfe von Franzosen, in den Boden haben sie sich eingewühlt und alles umgeworfen, ich meine unterm Dom die Särge, die sie ihrer Zierrathen beraubten, und die Leichname haben sie herausgestürzt von Fürsten und berühmten Geschlechtern, die weiland in Worms turnirt, einmal zusammen achtundzwanzig Fürsten, siebenunddreißig Grafen, siebenunddreißig Freiherrn, siebenundzwanzig

Ritter, hundertvierundsechzig Edle, ein paar hundert schöne Frauen und Fräulein, darunter vierundzwanzig Fürstinnen und acht Gräfinnen. Alles das von den Franzosen unter die Füße getreten und durcheinander geworfen! Auch die Stange verloderte mit, o hätte man die gewinnen können!"

„Eine Stange!" rief verwundert Herr v. Putbus.

„Eine Stange, gnädiger Herr, die sich im Dom befand, sechsundsechzig Fuß lang, die einem Riesen angehörte, genannt der Horne Seyfrid, der damit Wunderdinge verrichtete. Als er starb, vermachte er sie der ganzen Stadt Worms d. h. den vier Burgemeistern und vier Städtemeistern und dem Dreizehner-Rath und den siebzehn Zünften. Seid einig! einig! einig! sagte er. Haltet alle an der Stange wie ein Mann! Drauf los damit auf die Franzosen!"

In diesem Augenblick rollte ein Wagen vors Gasthaus. Ein Kellner trat herein mit der Meldung: „Der Herr Marquis so und so!" Der Wirth sah blitzschnell zum Fenster hinaus. „Ein Marquis!" murmelte er vor sich hin. Aber sein Blick erheiterte sich bald. „Eigenes Gefährt!" murmelte er wieder, „die Wagenfenster mit glitzernden Stangen eingefaßt, vielleicht gar von Silber. Ah!" er verbeugte sich vor Herrn v. Putbus, er schoß zum Zimmer hinaus.

Dieser französische Marquis und sein Wagen mit ahnungsvoll glitzernden Stangen übte doch trotz

aller Franzosen auf den Wirth viel Anziehungskraft aus.

Herr v. Putbus hatte gar nicht hingesehen, als der Wagen heranfuhr, er dachte an ganz andere Dinge.

„Haltet alle an der Stange wie ein Mann!“ sagte er, indem er die Worte des Wirthes wiederholte. „Ja, wenn alle Deutschen wie ein Mann, wie der Horne Seyfrid, an einer Stange hielten, wer würde wagen, gegen sie anzurennen? die Franzosen würden sich schon in Acht nehmen.“ Aber Fräulein v. Lentulus war eine Französin. Herr v. Putbus mußte sich trotzalledem gestehen, daß er hier doch eine Ausnahme gestatten wolle und nichts dagegen habe, wenn es dieser schönen Französin belieben würde, ihn zu erobern oder gefangen zu nehmen.

Drittes Kapitel.

Was Herr v. Putbus über das Lutherhaus und andere Dinge bemerkt.

In der That, Herr v. Putbus erzählte bei der Gräfin von den wormser Sehenswürdigkeiten, die er entweder selber erschaut, oder über die er sich hatte berichten lassen. Auch der Stange erwähnte er, die ihm der Gastwirth dargeboten, ohne jedoch aus Rücksicht auf zwei Damen, von welchen die eine Französin und die andere etwa annäherungsweise eine war, über die Kraft dieser von einer Riesenfaust geschwungenen Stange etwas zu äußern.

So hölzern und sonderbarlächerlich diese Stange anfänglich dem Herrn v. Putbus erschienen war, da sie so plötzlich in seine Unterredung mit dem Wirth hineingefahren, so hatte er doch wieder eigentlich nicht darüber gelacht, da er ihr, indem er sie sofort mit Gedanken zuspitzte, eine bestimmte Richtung verlieh. Es fiel ihm nicht ein, der springenden Phantasie des

Gastwirthes Brücken und geebnete Wege zu bauen, um zu beweisen, daß man, wenn man bei vier wormser Bürgermeistern und siebzehn Zünften anhält, ungeheuer weit von dem Hornen Seyfried absteht: ein Zwischenraum, in welchem eine hölzerne Stange wol dem Wurmfraße unterliegt. Die Hauptsache blieb immer, daß sich dem Gedächtniß ein Ding überlieferte, daran sich der Horne Seyfrid gehalten und das noch immer da war, indem es in der Vorstellung des Wirthes figurirte und weiterhin sich bei Herrn v. Putbus symbolisch zum Bilde der Einheit gestaltete, unter welcher die Deutschen, wenn sie alle an einer Stange hielten, in anderer Weise Großes und größere Dinge ausführen würden, als es ein Siegfried oder Roland vermochte.

Um so mehr lachte die Gräfin über diese Stange, aber im geheimen. Nicht dieses Ding, oder andere hölzerne Sehenswürdigkeiten, sind es, dachte sie, welche den Herrn v. Putbus in Worms fesseln. Hätte sie den jungen Mann nicht näher gekannt, so wäre sie geneigt gewesen, von dieser in das Gedächtniß, oder Gehirn gepflanzten hölzernen Stange ungünstige Schlüsse auf die geistigen Fähigkeiten des Herrn v. Putbus zu machen. „O weiter nichts," sprach sie bei sich selber, als ein Gegenstand, wonach man in der Verlegenheit greift, um die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken. Die eigentliche Stange — sie erschrak über diesen Vergleich, den sie unwillkürlich

anstellte — sie sah nach Cornelie hin — ja, sie ist schlank — was soll man sagen, wie eine Pappel, eine Palme! -- sie rundet sich, sie gewinnt Form und Fülle! — ja, mein liebenswürdiger Herr v. Putbus, das ist die Sehenswürdigkeit, die Sie fesselt! Aber wird Cornelie gefesselt? Sie sah wieder nach ihr hin. Herr v. Putbus erzählte von der Stange, aber Cornelie sprach kein Wort dazu; sie sah nicht aus, wie Ophelia, die schweigend, aber in diesem Schweigen um so beredter auf die Worte des Mohren von Venedig lauschte, der wahrlich von mehr, als einer hölzernen Stange sprach. Die Gräfin sah bedenklich vor sich hin. „Er macht keinen Eindruck auf sie!“ sprach sie in sich hinein. „Diese fatale hölzerne Stange schiebt sich zwischen zwei benachbarte Blumengärten.“

Aber Herr v. Putbus sprach noch von andern Dingen, als von jener Stange, von etwas, was die Gräfin wieder in anderer Weise bedenklich machte.

„Auch den Platz sah ich,“ begann er, „wo Luther . . .“

„Luther!“ rief Cornelie und ebenso die Gräfin.

Es war, als Herr v. Putbus von Cornelie dies Wort, das sie betonte, vernahm, als ob sich Luther zwischen ihn und sie schöbe. Ist Fräulein v. Lentulus eine Protestantin, eine Calvinistin? fragte er sich in Gedanken. Dasselbe that die Gräfin und vielleicht auch Cornelie bezüglich des Herrn v. Put-

bus. Diese drei Menschen standen augenblicklich in dem Verhältniß gegenseitiger Beobachtung. Man hätte gleich gern gewußt, wie es da ums Gewissen stände. Indeß wollte man nicht ohne weiteres mit Fragen bezüglich der Religion oder Confession ins innerste Haus dringen, aber doch aus dem, was man vor der Pforte gehört, seine Meinung bilden.

„Blos den Platz sah ich," fuhr Herr v. Putbus fort, „aber nicht das Haus, in welchem Luther vor Kaiser und Reich stand und die denkwürdigen Worte sprach: „ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich zergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr es nimmer zerstören." Dies Haus wurde in dem großen Brande zerstört, den der Marquis v. Boufflеur am 18. Mai 1688 über die Stadt verhängte."

„Ich könnte bedauern," versetzte die Gräfin, daß in diesem Brande so viele prächtige Denkmäler und Häuser dahinsanken. Was jedoch das Haus anbelangt, in welchem Luther sein Glaubensbekenntniß ablegte, so möchte man wünschen, daß damit alles vernichtet worden wäre, was dieser Luther begründete."

Herr v. Putbus sah die Gräfin groß an und Cornelie wiederum Herrn v. Putbus. Das Wort war heraus und die Gräfin eine Gegnerin Luther's, also doch wol eine eifrige Katholikin. Seltsam, daß er damals, als er das Schloß des Grafen v. Veldenz im Elsaß besuchte, eine solche Frage in Betreff der Gräfin nicht an sich gerichtet.

„Sie staunen," sagte die Gräfin.

„In der That," erwiderte Herr v. Putbus, „ich möchte doch wissen . . ."

„O Sie werden wissen," versetzte die Gräfin, „daß mit diesem Luther eigentlich die Revolution begann, deren zerstörerische Wirkungen wir in Frankreich erlebten. Luther, der Sohn eines Bauern, entfesselte die Bauern, die untersten Volksschichten, die sich erhoben und wie Gewitterwolken über die Schlösser entluden. Wer kennt nicht die Bauernaufstände in Schwaben, Franken, Elsaß, Lothringen? Dasselbe wiederholt sich gegenwärtig in Frankreich. Ich selber und meine gute Cornelie, wir mußten flüchten." Sie sah bei diesen Worten ihre Nichte an und dann fast unmerklich gleich darauf Herrn v. Putbus. In diesem Blick lag das Bekenntniß: dieser Flucht verdanken wir doch das Begegnen Corneliens mit dem reichen, liebenswürdigen Herrn v. Putbus.

„Was die Protestanten Deutschlands anbelangt," sagte dieser, „vornehmlich die nach Norden zu, so denke ich, daß dieselben niemals auf Zerstörung ausgingen, vielmehr gern jede Gelegenheit erwarten, um an den Tag zu legen, wie sehr sie im Stande sind, Allerschönstes anzuerkennen."

„Allerschönstes!" wiederholte die Gräfin bei sich selber. „Eine Anspielung auf Cornelie, mit dem Wunsche, daß dies Schönste sich dem Nord d. h. jenem Thule nähere!"

„Das Lutherhaus verschwand," fuhr Herr v. Putbus fort, „aber um so mehr vergegenwärtigt sich im Geist, was er in jenem Hause sprach. Stünd' ich in jenem Hause, ich würde mir die Größe des Raumes merken, Gebälk und Fensterscheiben betrachten und darüber leicht vergessen, worauf es doch hauptsächlich ankommt. Ich denke da an Christus selber. Es ist euch gut, daß ich hingehe, sagte er zu seinen Jüngern, d. h. es ist euch gut, daß ich äußerlich gehe, um nun recht eigentlich d. h. innerlich bei euch und in euch zu sein, mit der Selbständigkeit, die euch bisher fehlte. Was man an Aeußerlichkeit dahingibt, gewinnt man an Seele und Wesen. Häuser, Kirchen, Gebräuche, Ceremonien mögen bestehen, aber was wäre der Quell, wenn er nicht die Fassung überströmte und den Menschen d. h. alle Menschen erquickte. Den Quell, welcher eine Lippe erquickte, wird die andere Lippe nicht von sich abwehren. Was thut's, wenn zwei denselben Wein in zwei anders geformten Bechern trinken."

„Zwei andersgeformte Becher!" widerholte die Gräfin bei sich selber. „Er hat den Gegensatz überwunden, es ist ihm am Ende gleichgültig, ob Cornelie . . . Aber was sagt Cornelie dazu? — „Sie bekennen sich . . ." sagte die Gräfin, indem sie Herrn v. Putbus ansah. Ja, jetzt wollte sie mit der Thür ins Haus.

Aber Cornelie schnitt jede Antwort ab. „O

ganz recht," sagte sie plötzlich, „im Wesen steht man sich nah, so weite Räume auch zwischen die Seelen treten. Der Jünger dachte an seinen dahingegangenen innigsten Freund und Meister. Und jemehr er dachte, desto näher und näher kam ihm dieser, bis er in sein innerstes Eigenthum überging, wo beide sich umarmten und küßten."

„Sie ist eine Protestantin," dachte Herr v. Putbus, „oder wenigstens denkt sie als eine solche." „Sie ist eine Katholikin," erwog ihrerseits die Gräfin, aber hier sind keine unübersteiglichen Hindernisse."

Wenn beide gewußt hätten, woran Cornelie dachte, indem sie so sprach. Der Gräfin konnte dabei etwas einfallen. Aber dieser Lucian Montalto fiel ihr gar nicht mehr ein und Herrn v. Putbus noch viel weniger, da er niemals von diesem Lucian etwas gehört. —

Das war denn so eins von den Gesprächen, wozu für dies mal das nicht mehr vorhandene Lutherhaus Veranlassung gab, was die Gräfin doch wieder etwas bedenklich machte, da es über die Stange des Hornen Seyfrid weit hinausging. Sollte jene Stätte und andere Denkwürdigkeiten doch am Ende der Grund sein, weshalb der junge Herr länger in Worms blieb? . . .

Die Gräfin entwarf einen Plan, der ihr Klarheit verschaffen sollte. „Ich unternehme mit Cornelien eine Reise," sagte sie zu sich selber, „und wir

werden sehen, ob Herr v. Putbus folgt. Thut er's, dann war es einzig und allein Cornelie, die ihn zog."

Die Gräfin sprach denn auch eines Tages von einer Rheinreise und daß zur vollständigen Herstellung der Gesundheit Corneliens eine Ortsveränderung nothwendig sei.

Als Herr v. Putbus dies ganz unerwartet vernahm, schien er doch betroffen. Eine leise Röthe überflog sein Gesicht. Die Gräfin bemerkte es, sie lächelte ein wenig. Wir vermuthen, er hätte gleich gern geantwortet: o da reise ich mit! Aber da hätte er sich gleich von den wormser Denkwürdigkeiten losreißen müssen, die ihn so sehr zu beschäftigen schienen.

„Und Sie, liebenswürdiger Herr v. Putbus", sagte die Gräfin scherzend, „bleiben inzwischen hier, um mit der Stange des Hornen Seyfrid dies Worms zu untersuchen. Kommen wir wieder, so werden wir gegenseitig unsere Entdeckungen austauschen. Da oben am Rhein giebt's auch was."

An dieser Stange des Hornen Seyfrid fand sich Herr v. Putbus wieder zurecht. „O, sagte er lächelnd, die Schönheiten von Worms werden wir uns nicht entrinnen lassen."

Diese Worte enthielten einen Doppelsinn. Die Gräfin wollte den eigentlichen Sinn wissen. „Sie bleiben also?" fragte sie.

„Was mich bestimmen könnte, abzureisen, da

Sie, meine Gnädige, abzureisen gedenken, wäre der Umstand, daß meine Bauern in Thule mich schon lange erwarten. Indeß schrieb mir mein Oberverwalter, es habe neuerdings der Sturm, der zuweilen heftig von Nord herweht, das Blumengerüst zerbrochen, worunter man mich empfangen will. Das Schicksal hat denn beschlossen, schrieb ich ihm zurück, daß meine Ankunft noch eine Zeit lang hinausverschoben sein soll. Und meine Bauern, setzte er verbindlich hinzu, werden zufrieden sein, wenn sie erfahren, daß ich zwei Damen meine Begleitung anbot, welchen zu dienen alle Welt sich beeifern würde."

Die Gräfin war über diese Antwort des Herrn von Putbus sehr erfreut, obwol sie dies weniger äußerte, als innerlich empfand. Cornelie rief ganz unbefangen: „Sie wollen mitreisen, o das ist herrlich! . . ."

Viertes Kapitel.

Eine Fahrt den Rhein hinauf.

Die Reise konnte nun auch ebenso gut unterbleiben, da ja die Gräfin die Gesinnung des Herrn v. Putbus kannte. Indeß der Beschluß war nun einmal gefaßt und überdies dachte sie: das engere Zusammenleben auf einem Schiff oder im Reisewagen oder auf einem Spaziergange neben Rosenhecken wird häufiger Zwiegespräche und Annäherungen zwischen Cornelie und Herrn v. Putbus herbeiführen. —

Die Reise ging längs des Rheines, den Strom hinauf, statt hinunter, obwol es nach dieser Seite hin schönere Partien gab, aber sie kamen am Elsaß vorüber, und es schien, als ob dieses auf die Gräfin noch immer viel Anziehungskraft ausübe.

Herr v. Putbus dachte unterwegs, indem er sich aus der Gegenwart in die Vergangenheit ver-

setzte, an diese Rheinstraße, als den Weg, auf welchem vor noch nicht hundert Jahren der Franzose seine Verwüstungen zog. Zu seinen historischen Erinnerungen gab ihm bereits der Gastwirth in Worms, der ihm von dem rothnasigen Marquis v. Boufflеur und dem Brande der Stadt erzählte, den ersten Anstoß. Vielleicht auch wollte er, indem er im Gespräch mit den beiden Damen auf jene Zeit zurückkam sie, die Französinnen, vornehmlich aber Cornelie erproben, ob sie aus Rücksicht auf — ja, aus welcher Rücksicht? — geneigt sein würde, so weit ihre französischen Gesinnungen mit deutschen zu vertauschen, daß eine Uebereinstimmung auch in dieser Beziehung zu hoffen sei. —

Als sie sich auf baden'schen Gebiet hart am rechten Rheinufer dem Elsaß gegenüber befanden, sah die Gräfin zum Wagen hinaus und zeigte mit der Hand nach der Richtung über den Rhein hin. „Dort liegt Hagenau!" bemerkte sie seufzend, „vier Meilen von Straßburg!"

„Und nicht weit davon, bemerkte Herr v. Putbus, nicht minder seufzend, Drusenheim, Reichshofen, Neuburg, Pfaffenhofen, Rotbach, Philippsburg, alles deutsche Namen, die jetzt der Franzose mit seiner Zunge umzumodeln sucht."

„Ich bin Französin!" sagte die Gräfin, indem sie ihren Kopf etwas zurückwarf.

„Aber zugleich Reichsgräfin v. Veldenz," ver-

setzte Herr v. Putbus. „Veldenz ist ein alter, ächtdeutscher Name.“

„Freilich,“ sagte die Gräfin.

„Der Kaiser Ludwig der Baier bestellte den Grafen Georg v. Veldenz zum Statthalter über die Stadt Germersheim.“

„Ja“ erwiderte die Gräfin, „es war im Jahre 1315.“ Sie schien die Reichsgeschichte und noch genauer die Specialgeschichte des Hauses Veldenz zu kennen.

„Ein mächtiges Geschlecht, welches über den Rhein vorrücken wird, um die ihm entrissenen elsassischen Besitzungen wieder einzunehmen.“

„Ha, die Besitzungen des Grafen v. Veldenz! meine Besitzungen!“ rief die Gräfin. „O vorwärts, ihr Preußen, ihr Deutschen!“

In der That, die Gräfin als Französin fühlte sich in dem Namen Veldenz als Deutsche. Es bestätigte sich auch hier der Fall: dem Feudalherrn ist vor allen Dingen Vaterland der Schwergehalt seines Besitzthums. Möge er Franzose, oder sonstwie heißen, er ist zuerst Ich, Egoist und dann ein Anhänger derjenigen Nation, die ihn in seiner Ichheit am besten zu schützen weiß. Der moderne Franzose hatte unter ihrem Titel, unter der Inschrift die Unterlage, ihre elsassischen Güter weggezogen und sie zu einer bloßen Französin gemacht. Wie gern wollte sie eine Deutsche durch die Deutschen werden, sofern

diese sie wieder auf ihr Gebiet setzten, von dem es ihr am Ende gleichgültig war, ob es deutsch, oder französisch heiße. Jedenfalls hatte Herr v. Putbus die Gräfin als Verbündete gegen Cornelie, gegen die Französin Cornelie v. Lentulus.

„Also gleich dort überm Rhein französisches Gebiet!“ sagte Cornelie. „In ein paar Minuten würde man am Ufer anlanden. Ach, nur in Gedanken darf man es jetzt betreten! Hagenau . . ich denke, es liegt so ziemlich mit Paris in einer Linie. Sie waren in Hagenau?“ fragte sie Herrn v. Puttbus.

„Ich war mit meinem Vater Gast im Hause des Grafen v. Veldenz zu Hagenau, wo ich die Ehre hatte, Ihre Tante kennen zu lernen.“

„Reiste ich nach Paris,“ versetzte Cornelie, „so möchte ich über Hagenau.“

„Ueber Hagenau!“ flüsterte die Gräfin, „und vielleicht deswegen, weil der liebenswürdige Herr v. Putbus dort verweilte;“ sie nickte beifällig mit dem Kopf.

„Ein herrlicher Wald da bei Hagenau!“ bemerkte Herr v. Puttbus. „Was wird aus diesem Walde werden?“

„Ach, liebe Tante,“ sagte Cornelie, „auch bei Paris, um Lentulus-Haus giebt's schöne Bäume. Wie glücklich wären wir gewesen, hätten wir Dich einmal unter den Wipfeln unseres Wäldchens empfai.gen können!“

„Dies Lentulus-Haus liegt mir zu nahe bei Paris," versetzte die Gräfin. „Die Guillotine verschont dort weder Köpfe noch Baumwipfel. Diesen Sansculotten sehen die Bäume zu hoch und vornehm aus. Der Wald gedeiht nur unter der Pflege der Aristokratie. Nicht wahr, in Thule haben Sie noch Bäume?"

„O gewiß," sagte Herr v. Putbus. „Und von den herrlichen Bäumen aus dem hagenauer Forst nahm ich Samen mit, der, wie man mir schrieb, herrlich gedeiht. Eine Erinnerung an Hagenau! Ja die ganze Waldpartie, an welche sich die Baumjugend anschließt, nannte ich Hagenau. Ein ächt deutscher Name! Ich möchte meinen Damen die von Bächen durchrieselte Aue beschreiben, wenn ich hoffen dürfte . . ."

„O erzählen Sie," bat Cornelie.

„Wir haben da Berge," versetzte Herr von Putbus, welche die Hagen'schen heißen. Was war also natürlicher, als daß ich aus lieber Erinnerung die von ihnen eingefaßte Aue Hagenau nannte. Zuerst treten wir von Ost her an das Ufer eines Sees. Wir fahren über die krystallene Fluth an die Berge heran, die wir besteigen. Oben unter breitwipfligen Buchen die herrliche Aussicht auf den See vor uns und links auf das Meer, das mit seinen Wellen an das steinige Ufer pocht, während im Busch die Golddrossel schlägt. Eine Schlucht, von Baumwipfeln

überhangen und von einem Bächlein durchmurmelt, das über Steinblöcke, die es sich aus dem Grunde hervorgemeißelt, herabspringt, tritt an den See heran und spannt hier links und rechts seine grünen Erhöhungen wie zwei Arme aus, als wollte sie mit diesen den weißschimmernden umfangen. In der That eine Aue, was zwischen diesen beiden Armen liegt! Unter dem Schutze der großen Bäume im warmen Thalgrund sprießt es empor aus dem Samen, welchen ich dem Walde von Hagenau entführte. Hagenau heißt mir fortan jene Stätte."

Cornelie hatte freundlich auf Herrn v. Putbus hingesehen, als er erzählte.

„O Sie liebenswürdiger Eroberer!" rief die Gräfin. „Hagenau, was wir verloren, gewannen wir dort wieder."

„Verloren!" seufzte Herr v. Putbus, indem er sein Auge übern Rhein der Gegend zuwandte, wo Hagenau lag.

„Gehörte Hagenau nicht immer zu Frankreich?" fragte jetzt Cornelie.

Niemals früher hatte sie diese Frage aufgeworfen. Was wußte sie überhaupt vom deutschen Reich; sie war bewanderter in der römischen, als in der deutschen Geschichte.

„Nicht immer," ewiderte Herr v. Putbus. „Wenn man in Hagenau ist, so erinnert alles an das weiland heilige römische Reich. Zuerst die aus rothem

Marmorstein aufgeführte, von Friedrich Barbarossa erbaute alte Pfalz, in deren oberm Raume sich der steinerne Gerichtsstuhl befand, auf welchem der Kaiser oder sein Stellvertreter, der Pfalzgraf, Gericht hielt. — Gnädige Frau, die Herren v. Veldenz waren Pfalzgrafen in Elsaß. — Unten die Kirche mit drei übereinander gewölbten Kapellen, worin man die Reichskleinodien bewahrte: die Krone, das Scepter, den Reichsapfel, den Mantel, das mit kostbaren Steinen besetzte dalmatische Kleid Karls des Großen, den Gürtel, das Schwert, die aus Gold gewirkten, mit Edelsteinen verzierten Handschuhe und andere Zuthaten. Hagenau war eben fünfzig Jahre lang die Herberge der Machtzeichen kaiserlicher Hoheit, Hagenau gleichsam der Glanz- und Mittelpunkt des deutschen Reiches."

„Und sieht man das alles noch in Hagenau?" fragte Cornelie.

„Wo sind die Kleinodien geblieben?" erwiderte Herr v. Putbus. „Man flüchtete damit zuerst auf das Schloß Trifels bei Landau und späterhin tiefer ins Reich hinein. Endlich glaubte man sie am besten aufbewahrt, wenn man sie der Stadt Nürnberg anvertraute. Hätte immer ein tüchtiges Wesen darin gesteckt, so wären sie wol in Hagenau geblieben. Aber nun rückte es aus West auf Hagenau los und schob die Stadt und alles, was daran hing: die Landvogtei, die nach der Stadt den Namen führte,

die zehn Reichsstädte und viele Dörfer, die dazu gehörten, alles deutsche Städte und Dörfer als schutz- und herrenloses Gut in die Tasche."

„Mein Gott," rief Cornelie, „das große deutsche Reich und der Kaiser, der Erbe der alten römischen Imperatoren, duldete das?"

„In diesem Falle," sagte Herr v. Putbus, indem er sich an die Gräfin wandete, „hat unser Herr v. Cloots doch einmal recht. Ich hörte ihn zu Paris in der Gesellschaft beim Herzog v. Orleans das Wort aussprechen: sehet diese Kanonen und Musketen, die aus den Arsenalen von Berlin, München, Kassel, Hannover hervorgehen! Es ist, um die Deutschen gegen die Deutschen zu bewaffnen. Und so bemerke ich dazu: der arme deutsche Kaiser, der in ein wahres Kreuzfeuer gerieth! Man zerriß seine Glieder und benutzte sie zum Aufbau Welfischer, Wittelsbacher, Wettin'scher Castelle. Was wollen diese gegen das große Castell, das sich gegen sie vorschiebt und wie ein gepanzertes Krokodill die geschuppten Eidechsen verschlingt!"

„Ein gepanzertes Krokodill!" rief Cornelie. „Sie übertreiben doch etwas, Herr v. Putbus. Man kann den französischen Staat und überhaupt einen Staat, der aus sittlichen Mächten besteht, nicht der Natur gleichstellen, über die er sich doch erheben soll. Entscheidet dort die Gewalt, die Nothwendigkeit, das Muß, so müssen doch hier Gründe hinzutreten. Sie

sprachen von Hagenau, von zehn deutschen Reichsstädten, ich kann mir nicht denken" —

„Ich denke nicht daran," versetzte Herr v. Putbus, „die von tausend bedeutenden Männern erleuchtete französische Nation zu verdunkeln. Auch jetzt in Paris sprechen uns Ideen von Menschenwol und Völkerverbrüderung an. Es scheint, die starr umgrenzte und gewaltsam auftretende Natur mildert sich zum Menschen, wenn nicht etwa die Guillotine —"

Bei diesem Worte erbebte Cornelie. Herr von Putbus bemerkte es nicht.

„Wenn nicht etwa die Guillotine," fuhr er fort, die erhabenen Ideen in den Köpfen mit diesen Köpfen wieder abträgt. Gott verhüte es! Aber es gab eine Zeit, wo sich die französische Nation in ihrem Benehmen gegen andere Nationen schlechterdings von Gründen, aber von Gründen der Physik bestimmen ließ."

„Von Gründen der Physik!" wiederholte Cornelie. „In der Physik liegt die Nothwendigkeit, das Muß, die Gewalt." Sie dachte bei diesen Worten vielleicht an das einsame Haus im Wald, an Hardy, der sein gewaltsames Benehmen ebenfalls auf die Gründe der Physik stützte. Doch fragte sie: „wie verstehen sie das?"

„Jedes Haus," erwiderte Herr v. Putbus, „umschließt sich mit einer Grenze, die wir Mauer, Gartenzaun oder sonstwie nennen. So auch der Staat.

Er macht seine Grenzen sichtbar durch Dämme, Wälle, Schnatsteine, Grenzpfähle, Gräben. Aber, wenn die Natur selber einen Graben zog, so greift man nach diesen, um der Mühe überhoben zu sein, ihn selber zu ziehen. Da ist so ein Graben!"

Mit diesen Worten zeigte Herr v. Putbus vom Bord des Schiffes, dessen sich die kleine Gesellschaft zur Veränderung bediente, auf den Rhein hin. „Ein seit Jahrtausenden bestehender Graben voll lebendigen Wassers mit hohen gesteinten Ufern!" bemerkte Herr v. Putbus. „Lasset diesen Graben unsere natürliche Grenze sein! rief er. Was diesseits liegt, nehmen wir und damit soll es sein Bewenden haben. Aber hinterm Rhein kommen andere Flüsse, die ebenfalls als natürliche Grenze gelten können. Wo ist eigentlich die Grenze? Da liegt Germersheim!"

Die Damen sahen hin. Ein Städtchen mit röthlichen Dächern tauchte am Ufer des Rheins auf, jenes Städchen, in welchem vordem ein Veldenz Statthalter Kaiser Ludwigs des Baiers gewesen war.

„Ah, ich übersah das," rief jetzt Herr v. Putbus, Germersheim liegt am linken Rheinufer. Gut! sagen wir einmal: der Rhein soll die natürliche Grenze sein. Aber was geschieht? man setzt über den Wassergraben und faßt Heidelberg an. Warum sollte nicht jetzt der Neckar die natürlichə Grenze sein und weiterhin die Elbe? Warum sollte man da nicht auch ein departement des bouches d'Elbe

bilden können? In Germersheim spricht und sprach man seit unvordenklichen Zeiten deutsch, aber da es diesseits der natürlichen Grenze des Rheins liegt, so ist es werth, daß man es in die pariser Schule nimmt. Gut also, die Pariser nahmen die Stadt ein."

Wir bemerken hier beiläufig, daß Herr v. Putbus nicht Franzosen, sondern Pariser sagte, um das Gefühl seiner französischen Gefährtinnen zu schonen, von denen er meinte, daß sie doch wol gegen die Pariser eingenommen sein möchten.

„Auf dem Marktplatze zu Germersheim," fuhr Herr v. Putbus fort, „boten sie jedem, der seinen Glauben wechseln würde, zehn Gulden und auf drei Jahre Abgabenfreiheit an. Unter klingendem Spiel ließ man Wein auffahren und öffentlich ausrufen: wer des Königs Religion annimmt, soll theilnehmen an seinem Geburtstag. Da gaben denn viele ihren Glauben für Wein und andere Spenden dahin, und man sagte von diesen Leuten, daß sie ihre Religion „versoffen" hätten. Nun, wir haben dies Germersheim wieder, wo vordem — er wandte sich lächelnd an die Gräfin — ein Graf von Veldenz Statthalter war. Der deutsche Kaiser nebst Spanien, England, Holland, Savoyen erhoben sich gegen ein solches Gebahren. Im Ryswicker Frieden kam das Oberamt Germersheim wieder an die Kurpfalz. Aber die zehn Reichsstädte im Elsaß, die freie Reichsstadt

Straßburg blieben bei Frankreich. Und was noch sonst freibesitzlich war im Elsaß: der Herzog v. Mümpelgart, der Markgraf v. Baden, die Pfalzgrafen von Zweibrücken, Birkenfeld, Veldenz, diese Herren wollte man in französische Lehnsleute verwandeln."

Man will sie in französische Unterthanen verwandeln!" rief die Gräfin. „O vorwärts, ihr Preußen, ihr Deutschen!"

In der That, Herr v. Putbus hatte Gewandtheit genug, durch die beständigen Hinweisungen auf das deutsche Geschlecht der Veldenz die Gräfin v. Veldenz, eine Französin, vollends in eine Deutsche zu verwandeln.

„Und was nun jenes Germersheim anbelangt," fuhr er fort, „so konnte es nicht fehlen, daß die im Elsaß gesammelte und befestigte französische Macht auf das benachbarte deutsch gebliebene Land, auch auf Germersheim hindrückte. Für Wein und Geld waren viele katholisch geworden, und die katholischen Oberpriester im Bündniß mit den Jesuiten fuhren fort, durch künstliche und gewaltsame Mittel der übrigen protestantisch gebliebenen Bevölkerung in Stadt und Land ihre Confession aufzunöthigen. Wer sollte da Hülfe schaffen? Der kleine Kurfürst von der Pfalz? Oder das Reich, das aus lauter particularistischen Kleinhändlern bestand? Das Reich hatte immer große Worte, aber es war nur ein Wetterleuchten aus allen Ecken und Winkeln, ohne

eigentlichen Blitz mit darauf folgendem Schlag. Nur einer bot die Stirn. Preußen war es, damals Kur-Brandenburg. Treibt ihr die Protestanten aus ihrem Glauben, sagte es, so jagen wir die Katholiken aus unserm Land. Das wirkte. Katholiken, Lutheraner, Reformirte sollten hinfort gleichberechtigt sein im Land. Hundertfünfundzwanzig Jahre lang hatte man den Protestanten nicht gestattet, auf ihre Kosten sich Prediger zu halten. Meine Damen, obwol als Deutscher gegenwärtig schwedischer Unterthan, werde ich, wie ich zuversichtlich hoffe, die Ehre haben, ein Preuße zu sein und durch Preußen ein wirklicher Deutscher zu werden, der im Stande ist, einen Feind zurückzuschlagen, der sich herausnimmt, die Berechtigungen einer großen Nation anzutasten.

„Berechtigungen!" rief die Gräfin. „Ich bin mit Ihnen verbündet, Herr v. Putbus. Und Du Cornelie?"

Eine plötzliche Frage, eine Gewissensfrage! Die Reichsgräfin Lucilie v. Veldenz, die reiche Frau, welche zugleich die Anwartschaft auf Elsassische Reichsgüter besaß, die kinderlose Wittwe, und Cornelie, ihre Nichte und vermuthliche Erbin . . . was konnte sie anders erwarten, als daß diese sich im Bündniß mit ihr und demgemäß mit Herrn v. Putbus erklären würde. Aber die Gräfin dachte an das nicht, woran jetzt Cornelie dachte, die sich im Geiste über

die Elsassischen Reichsgüter, die sie niemals mit den Augen sah, zu dem großen schönen Frankreich, ihrem Jugendlande, hinschwang, wo ihr Personen erschienen, die sie liebte: ihr Vater, ihre Mutter und der . . . der ihr Freund, Beschützer, Erretter und dürfen wir sagen, ihr Heißgeliebter war . . . Lucian Montalto!

Cornelie war über die ganz unerwartete Frage ihrer Tante so sehr verwirrt, daß sie augenblicklich nicht wußte . . . aber antworten mußte sie doch etwas.

„Liebe Tante," sagte sie, „ich bin verbündet mit Dir und Herrn v. Putbus, der einer Nation Schranken stellt, die sie gewaltsamerweise zu überschreiten sucht. Aber wo sind eigentlich die Grenzen einer Nation?"

„Eine Nation hat gar keine Grenzen," entgegnete Herr v. Putbus.

„Demnach . . ." sagte Cornelie.

„Demnach wird es der französischen Nation erlaubt sein, die deutsche zu erobern, sobald sie es mit Geist und Liebenswürdigkeit vermag."

„O das ist ganz allerliebst," dachte die Gräfin, der Herr v. Putbus läßt sich erobern."

„Sobald eine Nation," fuhr Herr v. Putbus fort, „sich natürliche Grenzen setzt, gibt sie dadurch zu erkennen, daß sie eine bornirte sein will, die an der Spannkraft ihres Geistes zweifelt, dem man keine Grenzen setzen darf."

„Und die deutsche Nation?"

„Sie wird die französische Nation erobern dürfen, sobald sie es mit Geist und Liebenswürdigkeit vermag."

„O das ist prächtig," dachte die Gräfin, „meine Nichte wird sich von Herrn v. Putbus erobern lassen."

„In der That," versetzte Cornelie, „in diesem Falle bin ich mit Ihnen verbündet. Ueberlasse man es jeder Nation, aus sich heraus mit dem Lichte zu strahlen, das ihr Gott verlieh. Keine ist leer ausgegangen. Welche ihr Licht unter den Scheffel stellt, darf sich nicht beschweren, wenn inzwischen eine andere ihr Licht d. h. ihre Sprache, ihre Literatur, ihre Bildung auf den Scheffel erhebt."

„Erlauben Sie mir zu sagen," erwiderte Herr v. Putbus, „noch besser ist es, wenn jede Nation das ihr eigenthümliche Licht auf den Scheffel stellt und nun beide mit verschiedenen, aber doch verwandten Strahlen, da beide aus demselben Quell schöpften, sich durch das Anschauen einer andersgearteten Schönheit beglücken, wie zwei Sterne, die im nämlichen Himmelsraum nebeneinander wandeln und doch aus einem Licht daherkommen."

„Aber diese Sterne, mein junger Freund, kommen doch eigentlich niemals zusammen," sagte die Gräfin.

„O doch, meine Gnädige, sie bewegen sich zueinander im Licht, sie küssen sich im Licht."

Die Gräfin hatte gegen diese Versicherungen, namentlich aber gegen den Kuß nichts zu erinnern, wennschon er ihr durch das Licht etwas verfeinert däuchte.

„Ja, alles Gewaltsame ist schändlich!" sprach Cornelie ziemlich heftig, indem sie ihren Blick übern Rhein wandte.

Offenbar entsprang dieser Ausruf aus der Erinnerung an das einsame Waldhaus, wo ein gewaltsamer Mensch, Hardy, sie in die Grenzen seiner bornirten Natur hineinzwingen wollte. Ihr Auge verdüsterte sich, aber gleich darauf sah sie wieder heiter drein. Es erschien ihr ohne Zweifel der, welcher sie aus dem Zwange erlöste, der — o lebte er! — niemals von ihr verlangen wird, was sie nicht freiwillig gibt.

Und wunderbar, Herr v. Putbus führte ihr den, an welchen sie dachte, gewissermaßen selber zu, indem er sprach: „soll es nicht in allen Verhältnissen, auch in denen der beiden Geschlechter zueinander so sein?"

Die Gräfin merkte auf.

„Da ist nicht von Unterthänigkeit des einen unter dem andern die Rede. Auch wenn der Priester das Ja, welches der Mund vor dem Altar spricht, in ein ewiges Ja, in ein Joch verwandelt, das er un-

ter der Form der Pflicht auf die Schultern der beiden legt: diese Pflicht darf nur so lange bestehen, als in ihr, in der Form, in dem Kelch die lebendige, athmende, duftige Seele quillt, an die sich ewig die Frische der andern Seele zwingt."

„Bist Du so?" sprach Cornelie halblaut für sich selber. „Ja, Du bist so, o Lu" . . . Lucian wollte sie sagen, aber sie erschrak, sie brach ab, sie erröthete.

Die Gräfin wiederholte im Gedanken die Sylbe vom unvollendeten Wort. „Ludwig wollte sie sagen," sprach sie für sich. „Ludwig v. Putbus! So heißt er!"

Cornelie wandte sich Herrn v. Putbus zu, um etwas zu erwidern . . .

Da stand er: der schöne, hochgewachsene, kräftige Jüngling, der selber erröthete, als er den Strahl von Corneliens schönem Auge an seinem Auge empfand! Sie sah ihn an, und er, er schlug das Auge nieder. Das ermuthigte sie, etwas näher zu treten. „O, ich habe Vertrauen zu Ihnen!" sagte sie . . . sie erhob die Hand . . .

„Will sie die seinige fassen?" flüsterte die Gräfin; sie trat selber näher, um mit ihrer Hand zwei Hände . . . da mit einem mal . . . ein Stoß erfolgte . . . das Schiff stand. „Germersheim!"

rief der Führer. Sie waren am Landungsplatz. Herrn und Damen rührten sich über das Verdeck. Auch die drei traten über das Brücklein, das man vom Bord ans Ufer geschlagen. Sie fuhren in die Stadt hinein, über die einst ein Graf Veldenz als kaiserlicher Statthalter gewaltet . . .

Fünftes Kapitel.

Das Heidelberger Schloß und ein Herr v. Tullus.

Solche und ähnliche Unterredungen, wie die im vorigen Kapitel, fanden zwischen Cornelie und Herrn v. Putbus statt.

Die Gräfin stellte mehr den Chorus dar, welcher zu vermitteln pflegte, wenn sich die Ueberzeugungen etwa zu schroff gegeneinander verhielten.

Aber hier war doch eigentlich wenig zu vermitteln, die beiden schienen wesentlich einverstanden.

Zuerst ist Herr v. Putbus ein Deutscher und Cornelie eine Französin, sagte die Gräfin wol zu sich selber, die aber beide in ihrer Nationalität sich anerkennen und nur insofern bestreiten, als die eine Nation sich herausnehmen würde, mit Gewalt Verhältnisse herbeizuführen, die man der freien Gestaltung überlassen soll. Und da die Franzosen den Deutschen gegenüber von jeher und bis in die neuste

Zeit äußerst gewaltthätig auftraten, wo sie eben die Reichsunmittelbarkeit des Grafen oder der Gräfin v. Veldenz in eine französische Unterthanenschaft zu verwandeln versuchten, so meinte die Gräfin, daß sich schon deßhalb Cornelie dem Deutschthume, dem gerechteren Theile, also dem Herrn v. Putbus zuwenden müsse. Hatte sie sich doch selber und ebenso Cornelie nach Deutschland begeben, um der Gewalt, die man gegenwärtig auf französischem Boden ausübte, zu entrinnen.

Zwar ist Herr v. Putbus Protestant und Cornelie Katholikin, erwog die Gräfin ferner bei sich selber. Aber Himmel, war mein Gemal, der Reichsgraf v. Veldenz, nicht selber Protestant? Daß mir das erst jetzt einfällt! Hm, ich habe mich nicht um den Glauben meines Gemals bekümmert! Man macht das so mit, was zum äußern Brauch gehört, man geht in die Messe, wirft sich aufs Knie, malt ein paar Kreuze in die Luft, alles um des lieben Beispiels willen dem Volke gegenüber, das sich in Gehorsam und Unterthänigkeit vor Gott und dem Gutsherrn üben soll, der vom Allerhöchsten zum Statthalter über das Volk eingesetzt ward. Drinnen im Haus, im Schloß mit den weiten Räumen, oder im großen Park, den ein Drathgitter vom gemeinen Feld abschließt, oder auf Reisen im Wagen, oder im Gesellschaftskreis unter Gleichgesinnten spricht und verkehrt man, wie es einem beliebt. Wie möchte man immer

in so altmodischen Gewändern erscheinen, die eins wie das andere seit tausend Jahren von Papst und Cardinälen durch einen römischen Farbkessel gezogen wurden!

Die Gräfin verrieth in diesem Selbstgespräch die Gesinnung ihrer Kaste, die seit Jahrtausenden so ziemlich immer dieselbe blieb. Die oberste Kaste im alten Indien: die Braminen, wachten aufs ängstlichste über der Verrichtung aller der unzähligen kirchlichen Gebräuche, in denen man das Volk gefangen hielt, sie selber jedoch, sobald sie sich in die Einsamkeit des Waldes zurückzogen, fühlten sich unendlich darüber erhaben: sie vollzogen keine Gebete, keine Waschungen, keine Wallfahrten; aller Brauch, alle verstarrte, geisttödtende Ueberlieferung schwand für sie dahin. Aber in dieser Freiheit dachten und dichteten sie jene erhabenen Werke in Worten und Tönen, welche die Nachwelt bewundert. Das war der Unterschied. Die Genossen der gegenwärtig obersten vornehmlich französischen Kaste jagten, spielten, tänzelten, witzelten und gingen in die Messe, um dem Volke eine Ceremonie vorzumachen, die es als Joch auf sich nehmen sollte. „Das war bald abgemacht!“ rief die Gräfin.

Welch ein liebenswürdiger, zuvorkommender, junger Herr ist dieser Herr v. Putbus! sagte sie dann weiter. Er stellt diese Cornelie neben sich, wie ein Ding, das immer auf selbständigen Füßen bleiben darf, und lieben soll sie, nicht weil sie muß,

sondern will. O wir machen schon unsere Einrichtungen! In Thule wird viel aufzuräumen sein. Mehr Sonne da hinein in den Nebel! Alles brillant!

Sie mußte sich gestehen, daß sie ihrem Gemahle gegenüber sich eigenmächtiger gehalten. Wär' er nicht deutscher Reichsgraf gewesen, zu welchem sie emporblickte, wie zu einer Berghöhe inmitten der unterwühlenden Einzelkräfte, die sich damals aus dem erschütterten französischen Boden erhoben, sie hätte ihn ganz in einen Franzosen verwandelt, etwa in einen Marquis, der zierliche Worte im Munde und einen zierlichen Degen an der Seite führt. Hier aber war es anders. Zwar da hinten in Deutschland, in Thule wird man den Herrn v. Putbus nicht in einen Franzosen verwandeln können. Aber was thut's, wenn Cornelie gar eine Deutsche wird? Auch so kann sie auf eigenem Fuß stehn, zumal wenn ich den meinigen danebenstelle.

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Herr v. Putbus" sagte Cornelie. Sie erhob dabei ihre Hand, näherte sich; ohne alle Frage wollte sie seine Hand . . . ich selber wollte . . . da plötzlich dieser unglückliche Stoß vom Schiff, wie ein Erdbeben, das einen Riß in die Geschichte brachte! Ich muß gestehen, seitdem sind die beiden etwas zurückhaltender geworden. —

In der That, so war es. Cornelie schritt voran, dann kam Herr v. Putbus und hinterdrein die Gräfin.

Wo aber schritten sie? den Geisberg hinan, auf welchem das Heidelberger Schloß lag. —

Nachdem die Reisenden Germesheim verlassen, fuhren sie rasch den Rhein hinunter und bogen bei Mannheim seitwärts ab nach Heidelberg. —

Beim Aufsteigen beflügelte eine gewisse Hast Corneliens Fuß. Das zog wieder Herrn v. Putbus nach, sodaß die Gräfin wol etwas zurückbleiben mußte. Sie ließ sich das aber schon gefallen: in dieser kleinen Rücksichtslosigkeit lag doch wieder die größere Rücksicht des Herrn v. Putbus bezüglich Corneliens, die auf ihn eine größere Anziehungskraft ausübte, worauf es ja der Gräfin hauptsächlich ankam. Er, der junge, kräftige Mann, hätte Cornelien leicht einholen, überflügeln können, aber er blieb unwillkürlich zurück: aus dieser kleinen Entfernung, wo Cornelie etwas höher, als er schritt, konnte er besser betrachten. Er sah nach ihr und die Gräfin wieder nach ihm hin.

„Ein herrliches Paar!“ sagte sie bei sich selber. „Eine herrliche Gestalt!“ flüsterte Herr v. Putbus, indem er zu Cornelien emporsah. Wie sicher schritt sie dahin! Der kleine Fuß voll und fest im seidenen Schuh! Was konnte Herr v. Putbus dafür, daß ihm der Berg oder die Anhöhe von unten her noch mehr zeigte als den Schuh und den Fuß: es schimmerte da weiß und rundlich hervor unterm dunklen Gewand um den zierlichen Knöchel, den sich der kleine Gott mit

dem Bogen und Pfeil auch zu keinem üblen Standpunkt erkoren. Und jetzt — zu beiden Seiten des Weges liefen Hecken mit Fliederbüschen. Ha die! Cornelie bog sich schlank und geschmeidig zu ihnen herüber, sie brach ein Sträußlein, sie schwang es vor sich hin, ein paar Blütlein lösten sich bei der Bewegung ab, sie flatterten, vom leichten Hauche getragen, zurück und fielen Herrn v. Putbus auf den Rand seines Hutes. Behutsam ging er, als ob ihm eine schwere Last auf dem Haupte läge. Dann — ein wenig seitwärts, ein wenig rückwärts hatte er gesehn — dann greift er darnach, er umschließt eine Blüte, ein Blättlein mit der Hand, er verbirgt es unterm Rock an der Brust, die Gräfin sah es . . . Jetzt erst, nachdem er die Trophäe erobert — Cornelie ist auch schon oben angekommen — wendet er sich nach der Gräfin zurück.

„Gnädige Frau," sagte er, „verzeihen Sie, ich dachte da so" — er bot ihr seinen Arm.

„O diese Deutschen sind alle große Denker!" sagte sie lächelnd. „Und kommt man in ihre Nähe, so macht man's ihnen gleich nach. Uebrigens treibt dieser Berg an und für sich schon zu Paaren. Das wandelt und denkt jeder für sich, wie Philosophen, als wären wir Professoren und Professorenfrauen. Nun, jeder hat das Seinige recht gründlich gedacht. Ich denke, da oben vereinigen wir uns, wie es richtigen Denkern geziemt, um den reizenden Punkt."

Sie sah nach oben hin. Oben stand bereits Cornelie. Nachdem diese flüchtig hinausgesehn, wandte sie sich den Aufsteigenden mit dem Rufe entgegen: „o das ist herrlich!“ Ihre ganze schöne Gestalt bot sich auf der Anhöhe wie auf einem Sockel dem betrachtenden Blicke abermals dar, eine Statue, welche lebt, athmet, sich röthet. Fürwahr, ein reizender Punkt, eine reizende Höhe, die man wol umwandeln, oder um die man sich wol verständigen mag, in der Weise, wie ausgemeißelte Figuren mit gemeinsam hindeutendem Aufblick den Marmorwürfel umgeben, auf welchem sich die Göttin der Schönheit erhebt . . .

Es war ein schöner Tag. Die Sonne brannte heiß oder konnte wenigstens heiß brennen. Aber Dame Natur, die sich frisch in Wald und auf Wiese ergehen wollte, hatte nach der Höhe hin rothumsäumte Wolkenschirme ausgespannt, mit denen sie die allzuheftigen Blicke des Himmels abwehrte. Aber er durchdrang mit dem Sonnenaug das flockige Gewölk. Gedämpftes Licht, nicht Diamanten, sondern Rubinen fielen hernieder, die mit dem flüssigen Silber des Neckar durch die Landschaft glitzerten. Neckar! wie hübsch das klingt! Oder der Necker! wie Herr v. Putbus erläuterte. Aus dem dunklen Schwarzwalde blitzt er hervor, aber nicht stracks durch die Landschaft will er hindurch. Weile, hier ist es zu schön! Das windet und dreht sich, das geht bald vorwärts, bald rückwärts; hinter umbuschten Felshöhen und Ritter-

burgen spielt es Versteckens und Neckens; in einer Waldscheide verschwindet es und blank fährt's wieder heraus ins offne Feld. Ein fahrender Ritter ist der Neckar, der in die Kreuz und Quer auf Abenteuer und wundersames Ereigniß auszieht. Dem großen Rhein will er davon erzählen und von der Burg des Ritters Götz v. Berlichingen und von Sickingen, Ulrich v. Hutten, Melanchthon und hundert andern, die an seinen Ufern deutsche Schwerter schwangen, deutsche Lieder sangen, deutschen Wein tranken. Das wird den Alten baß ergetzen, der mit mächtigem Schritt dahinwandelt und die Wacht hält gegen die Springbeine, die Heuschrecken, die jetzt in Paris rumoren und vermuthlich bald gegen ihn ansausen. Bei Heidelberg ist er augenblicklich, im Angesicht des Königsstuhles. Die Gräfin hörte den Namen mit Vergnügen, aber noch lieber war ihr doch der in Thule, wovon ihr Herr v. Putbus erzählt. Und im Aug hat ihn das Schloß, das mit dem ausgebrannten Thurm, mit dem zerklüfteten Gemäuer. Ja, auch hier hatten die Franzosen gewüthet, „die abendländischen Türken", wie man sie nannte, aber wer mag jetzt daran denken, wenn so viel liebenswürdig Französisches neben einem steht!

Herr v. Putbus stand neben Cornelie und diese zwischen ihm und der Gräfin. Cornelie war in der That der Punkt, der Mittelpunkt, auf den sich von zwei Seiten her die Gedanken bezogen. Sie sahen

schweigend in die schimmernde Landschaft hinaus, die Arme auf die Brustwehr gestützt, durch welche die Höhe von der abschüssigen Tiefe geschieden ward. Aus der Hand Corneliens schimmerte der Fliederstrauß hervor. Herr v. Putbus sah nach ihm hin. Für wen hat sie ihn geflückt? Er faßte leise an die Brust, wo er eine Blüte, ein Sternlein vom Strauße verborgen hielt. „Der Strauß gehört zum Sternlein, das ihm auf den Hut flog und jetzt an seiner Brust ruht," dachte die Gräfin . . .

„Welch ein mächtiger Friede waltet umher!" begann jetzt plötzlich Cornelie. „Man sollte denken, daß aller Hader in der Welt davor verstummte, aber dort hinter den Bergen, immer weiter und weiter . . ."

„Du denkst an Paris," sagte die Gräfin.

Cornelie seufzte.

„Auch hier hat die Kriegsfackel gelodert," bemerkte Herr v. Putbus.

„Sie haben als Deutscher wol recht, zu zürnen," erwiderte Cornelie, indem sie nach dem ausgebrannten Schloßthurm und dem zerklüfteten Gemäuer zeigte.

„Aber Epheu wächst darüber hin."

„Alles voll und grün!" rief Cornelie. „Lassen Sie uns näher treten!"

Als die drei gingen, näherte sich ihnen ein Knabe mit dem Rufe: Zeitungen!

Schon damals wie jetzt bot man auf den Stra-

ßen der Städte und auf besuchten Plätzen in ereignißvoller Gegenwart einzelne Zeitungsnummern als Flug- und Naschblätter aus. Herr v. Putbus ergriff das Blatt, der Knabe erhielt ein Geldstück.

„Ach," sagte Herr v. Putbus, nachdem er die Zeilen flüchtig angesehn, „es ist ein altes Blatt mit den alten blutigen Geschichten."

Cornelie bog sich über den Arm des jungen Mannes nach dem Blatte. Ihr Blick traf auf Paris. „Was steht unter Paris?" fragte sie.

„Es wird da von den Septembermorden erzählt. Einige sind doch dem Blutbad entronnen."

„Wer entrann?"

„Unter Andern der Herr v. Sombreuil, dessen Tochter — o die! — die Unglückliche! — man reichte ihr einen Becher: das ist Aristokratenblut, trink! Sie trank und rettete ihren Vater. Dann ein Herr v. Jermak, ein Herr v. Tullus."

„Tullus!" rief Cornelie, als wäre ihr der Name aufs Herz gefallen. „Tullus!" widerholte sie leise. Sie sah vor sich hin, sie schien sich mit dem Namen zu beschäftigen. Unbekannt und doch verwandt däuchte er ihr . . . sie wußte ihn nur nicht gleich einzufügen.

„Kennen sie den Herrn v. Tullus?" fragte die Gräfin.

„Niemals hörte ich den Namen," antwortete Herr v. Putbus.

„Tullus!“ widerholte die Gräfin. „Ich wüßte nicht“ . . .

„Er ward gefangen mit den Edelleuten, als sie die Tuilerien gegen den Angriff des Volkes vertheidigten.“

Cornelie hörte gespannt hin.

„Jedenfalls ein Edelmann, bemerkte die Gräfin, er würde sonst nicht im Blatt genannt sein. Ich kenne so ziemlich die adligen Geschlechter Frankreich's, aber hier verläßt mich mein Gedächtniß. Vielleicht ein Herr, der weit her kam, etwa aus Gascogne, oder einem Thale der Pyrenäen, er ging nach Paris, um seinem Könige beizustehen.“

„Möge es ihm und seinem Helfer gelungen sein, so weit zu entrinnen, als er weit her kam,“ sagte Herr v. Putbus.

„Welchem Helfer?“ fragte Cornelie.

„Ein junger Mann befreite den Herrn v. Tullus aus dem Gefängniß.“

„Und der Name des jungen Mannes?“

„Er ist nicht im Blatt genannt.“

„Vielleicht ein Landsmann von dem Befreiten, sagte die Gräfin, einer aus den Thälern der Pyrenäen, der in Paris mit Löffeln handelte, die er umsonst, oder um billigen Dienst aus dem Holze des Herrn v. Tullus geschnitzt. Beide begegneten sich zufällig auf der Straße und grüßend erwiderte der Herr v. Tullus die heimatlichen Laute. O es gibt

noch Bande, die man nicht über Nacht oder an einem Tage durchschneiden kann, wie an jenem abscheulichen vierten August, wo man von ihrem Hirten die Herde trennte, die jetzt wild und wüst da umherstößt."

„Es mag so sein," sagte Herr v. Putbus.

Damit war denn die Sache für beide abgethan, aber nicht für Cornelie. Der Name Tullus schimmerte vor ihrer Seele und verdunkelte sich wieder. Sie zerlegte ihn in ihre Bestandtheile und fügte diese wieder zusammen. Tullus kam immer heraus. Wenn nicht der Helfer dabei gewesen wäre, bei dem ihr ohne weiteres ein bestimmter Helfer, Lucian Montalto, einfiel, so hätte sie sich nicht so an jenen Namen geheftet, der ihr nun wieder wegen seiner Fremdartigkeit das Bestimmte in Unbestimmtes verwandelte. Lucian Montalto paßt nicht zu Tullus, sondern zu Lentulus. Indem sie diesen Namen bei sich wiederholte, nachdenklich, langsam, als suche sie was darin . . . da plötzlich wie ein Blitz: in Lentulus, Len — tulus, erschien ihr der Herr v. Tulus oder Tullus. Beide Namen sind eins. Der Berichterstatter kürzte blos, oder hörte falsch, oder las falsch. O, sie hätte ihre Entdeckung laut ausrufen mögen! Aber sollte sie ihn nennen und den Helfer Lucian Montalto verschweigen? Beide gehörten sie auf ihre Lippe und darum beide sollen sie gehegt sein im Verschluß ihres Herzens. Wäre es möglich, möglich?

Angst und Hoffnung spiegelten sich auf ihrem Gesicht. Gut, daß die drei nebeneinander gingen mit vorwärts gewandtem Blick. An das einsame Waldhaus dachte sie, an die Worte Lucian's, als er, von Hardy's Dolche getroffen, ausrief: „rette Dich! Dein Vater ist ge" — Räthselhaftes, vielleicht vom Tode zertrümmertes Wort! Dein Vater ist gemordet, kann es heißen, aber auch: Dein Vater ist gerettet. Damals hatte sie ersteres geglaubt, und jetzt, wenn jenes Blatt nicht lügt, wenn Tullus so viel bedeutet, als Lentulus . . . o, wenn Du gerettet wärest, mein Vater! Ach, sie wollte so gern hoffen! Und möglich wäre es ja doch, daß Lucian, ehe er im Waldhaus erschien, that, was er thun wollte, obgleich er nicht angab oder angeben konnte, auf welche Weise. Aber die andere Hoffnung, die mit dem Helfer, mit Lucian Montalto, vor ihren Augen tödtlich dahinsank! In jenem Falle sah sie nicht, drum dachte sie sich in Beziehung auf ihren Vater alles möglich; hier sah sie wirklich, drum sah sie die Möglichkeit durch eine bestimmte Thatsache eingeschränkt. Nicht mehr konnte sie ihren Vater von Lucian, und nicht mehr sich selber getrennt von den beiden Geliebten denken. Mit beiden lebte und wandelte sie in Gedanken, während sie mit zwei andern: mit der Gräfin und Herrn v. Putbus, dahinschritt. Vorwürfe machte sie sich, daß sie die die beiden so ganz vergessen: sie, die gütige Tante, und ihn, den freundlichen, liebens-

würdigen Herrn v. Putbus, der das Wort sprach: möchte es ihm, wie dem Helfer gelungen sein, so weit zu entrinnen, als er weit herkam! Aus theilnahmvollem, aufrichtigem Herzen sprach er es. Sie wollte ihm so gern glauben, so recht von Herzen vertrauen. Sie sah, von Hoffnung belebt, seitwärts nach ihm hin. Die Gräfin schien es zu bemerken. —

Nun aber standen sie vor der Ruine, über die sich dichter saftiger Epheu dahin zog. Hier und dort sah eine Fuge hervor, die etwa nur den Geschichtskundigen an die Zerstörungen gemahnte, die durch die Franzosen von der Stadt herauf auch diese Anhöhe mit ihren Bauten betroffen. Gegenwärtig hatte die Natur ihre Hand unter der Gestalt des Epheus über die Risse gelegt. Der Tod war verschwunden und statt dessen das Leben da. Cornelie griff in die Fülle und brach sich ein Aestlein ab. „Das dauert länger, sagte sie, als eine Fliederblüte, die ein heißer Sommertag tödtet. Stellen wir beide in ein Wasserkrüglein, daß sich der Duft zu der Frische geselle. Was bedeutet doch eigentlich Epheu?"

„Das Ewige," sagte Herr v. Putbus. Auch Immergrün nennt man ihn."

So möge immer grün und lebendig bleiben, was wir empfanden und empfinden! Ach, liebste Tante, so vieles ward zertrümmert!"

„Aber Epheu wächst darüber hin," erwiderte

die Gräfin, die Worte des Herrn v. Putbus wiederholend, die ihr im Gedächtniß lagen.

„Ach, darf man denn hoffen?“ sagte Cornelie, indem sie Herrn v. Putbus ansah.

„Die Hoffnung malt mir die Zukunft, in der ich beglückte Gestalten sehe,“ entgegnete dieser.

„Sie dürfen dabei nicht fehlen,“ sagte Cornelie heiter; dabei faßte sie seine Hand, über die sich Flieder und Epheu ausbreitete.

Die Gräfin, als sie das sah . . . rasch trat sie hinzu nnd rief, indem sie ihre Hand über die Hände der beiden legte: liebe Cornelie, laß uns glücklich sein! —

Für diesmal war denn kein Stoß oder Erdbeben dazwischen gekommen . . .

Sechstes Kapitel.

Die Passionsblume.

Die kleine Gesellschaft war wieder in Worms, und ohne Zweifel wird nun der Herr v. Putbus gleich, oder doch bald abreisen. Aber er blieb. Die Stange des Hornen Seyfrid konnte natürlich nicht mehr vorhalten. Wenn jedoch die Thule'schen Bauern abermals an ihren jungen Herrn schreiben oder schreiben lassen: er möge jetzt kommen, um unter dem wieder aufgerichteten, nunmehr durch das treu-beständige Wetter gesicherten Blumenbogen in das Haus seiner Väter zu ziehen! Schreibt nur, dachte die Gräfin: dieser junge Herr v. Putbus wird den-noch bleiben! Und die Gräfin fand das sehr natür-lich: die immer mehr aufblühenden Rosen Corneliens überboten ohne Zweifel die Rosen an dem Bretter-wänden des Thule'schen Gerüstes, und die Bauern werden am Ende zufrieden sein, wenn sie hören oder

ahnen, daß ihr junger Herr sich in einem Glücke befinde, das, wenn er heimkehrt, auf ihre Verhältnisse beglückend zurückwirken muß. —

Die Trauerzeit Corneliens wegen des Verlustes ihrer Aeltern und ach, wegen ihres theuren Freundes, der jedoch der Gräfin gar nicht einfiel, war noch nicht vorüber. Noch immer umschlossen dunkle Stoffe die schöne Gestalt Corneliens. Aber die Gräfin dachte doch daran, dies Nächtliche zu mildern. „Morgen ist kleine Gesellschaft bei mir," sagte sie. „Kleide Dich etwas sorgfältig, stecke auch etwas von Blumen an, nicht Rosen und Hyacinthen, die funkeln zu stark zu Deinem Leid, Du trauerst noch, Du mußt noch trauen, Dein Gefühl, die Sitte verlangen es, aber so eine blaue Blume am Kleid, etwas Dunkles und zugleich Lichtes mag sich geziemen: es soll Dich und andere, uns alle daran erinnern, daß Du Dich bald wieder ganz der Freude überlassen darfst, die Gott und allen Menschen wolgefällig ist." —

Als Cornelie andern Tages in der Abendzeit die Thür des Gesellschaftszimmers öffnete, strahlten ihr unzählige Kerzen entgegen. Vier Kinder, wie Genien gekleidet, umschlangen sie mit Blumengewinden und überreichten ihr auf grünen Sammetkissen zierliche Gaben. Im Hintergrunde des Sales über Blumen, die an der Wand emporrankten, standen

die Anfangsbuchstaben ihres Namens, von glitzernden Flämmchen umgeben.

Cornelie wußte, daß ihr Geburtstag auf den heutigen Tag fiel, und sie hatte ihn auch schon auf ihre Weise gefeiert: durch das Andenken an ihre ach, schon dahingeschwundene Mutter, an ihren Vater, dessen Tod oder Leben wie Licht und Schatten durch ihre Seele glitt. Umschwebet mich mit eurem Geist! flehte sie. Sei auch Du mir nahe, o Freund, der Du schützend mir nahe standest in der größten Gefahr! —

Wie gern hätte sie alles vermieden, was sich jetzt so geräuschvoll um ihre wehmuthvollen Erinnerungen legte! Nichts hatte sie der Gräfin von ihrem Geburtstag gesagt, doch diese wußte ihn, sie wollte eben überraschen. Die gute Tante! der einfachen Erscheinung ihrer Nichte, dem dunklen Gewande und der blauen Blume daran — ja, diese hatte Cornelie doch angesteckt — wollte sie eine lichte Umgebung verleihen. Wenn alles glänzt, sieht man ja um so mehr auf das, was sich bescheiden davon abhebt. Das war es. Dem, der nur etwas tiefer blickte, mußte sich der Gedanke aufdrängen: der Gräfin selber dient dieser Tag Corneliens; sie rundet ihn hervor, um auf ihm, wie auf einem Schilde das junge Leben ihrer Nichte dem Auge der Bewunderer, vor allen Dingen dem Herrn v. Putbus und dann

ihrer eigenen Person darzustellen, mit der Hoffnung, die sich für die Zukunft daran knüpfte. —

Auf Corneliens Antlitz lag doch was von Schwermuth.

„Blick auf! liebe Cornelie," sagte die Gräfin in der Gegenwart des Herrn v. Putbus, der näher getreten war, um in üblicher Weise seinen Gruß darzubringen, „Du darfst Dir schon erlauben, etwas heiter zu sein, eine schöne Zukunft liegt vor Dir. Ach, wenn man erst achtzehn Jahr alt ist!"

Herr v. Putbus erfuhr hier zum ersten mal, daß Cornelie achtzehn Jahr alt sei. Man hätte sie für älter halten können. Ein gewisser Ernst umgab diesen lichten Stern in seiner, wir möchten sagen schmerzlich-himmlischen Vertiefung. Aber um so reizender erschien sie nun, jemehr sie dadurch der Gewöhnlichkeit des Tages enthoben ward.

„Auch eine Blume am Gewand!" fuhr die Gräfin fort. „Gut so! Die Blumen lächeln dem Jahr und der Zukunft entgegen. Aber mir däucht — sie trat etwas näher — diese Blume duftet nicht. Eine Passionsblume hast Du! Ach, liebe Cornelie, da drinnen im Kelch bildet es Marterwerkzeuge: Speer und Leidenskelch, ab. Kind, laß fahren dahin! Entreiße Dich der Nacht! Sei mir Aurora! Und nun grüß Gott, meine Süße!" Sie küßte sie auf die Stirn. —

Eine Passiionsblume! Die Blumen sind Wesen für sich, aber es gibt auch eine Sprache der Blumen, durch die sie, wenn sie der Mensch zu sich emporhebt, mit diesem in geistige Beziehung treten. Sie reden in Farben und Düften, statt des Menschen, wenn dieser sich scheut, sein Innerstes in Worten kund zu thun, die, obschon Geist und Gefühl darin ist und sein kann, doch sich wie Abschnitte und eckige Trümmer auseinanderlegen, von denen man oft nicht weiß, was damit machen. Nicht selten ging eine beginnende Liebe an einem eckigen Worte zu Grunde, an das sich das Misverständniß hing. Junge Liebende sollten zuerst durch Blumen und hernach durch Worte miteinander sprechen. Den Duft der Blumen mag man deuten und hinwenden, wohin man will: es bleibt doch immer derselbe Duft, dem man nicht mit einem rauhen Worte begegnen mag. Ihre Zartheit ist die Vermittlung zu der zweiten Zartheit durchs Wort. Sprach diese Passionsblume statt Corneliens? und zu wem? Wir finden es ganz natürlich, daß Herr v. Putbus, der nun so und so lange in der Nähe Corneliens verweilte, der mit ihr den Rhein hinauffuhr und auf dem Heidelberger Schloß aus Corneliens Hand Epheu und Flieder auf seiner Hand fühlte, von der Blume Corneliens angesprochen ward und sie zu deuten versuchte. Aus dem dunkelblauen Kelch sprüht es mit leisen Flammen empor, an den Rand, o auch über den Rand hinaus, ins Herz, in sein

Herz. Wenn erst die Trauerzeit vorüber ist, dann wird sich dies röthliche Geflimmer ganz in Flamme, in eine Purpurrose verwandeln und deutlicher zu ihm vom holden Sitz herabreden, als es eine Passionsblume vermag, in welcher noch die Nacht mit dem Morgen kämpft. O schon jetzt hätte er dieser aufdämmernden Aurora sagen oder zuflüstern mögen: ich liebe dich! Doch die Scheu band sein Wort, das sich aus lebhaftem Gefühl losringen wollte, aber von der Zartheit gebändigt ward. Er that weiter nichts, als daß er die Hand der Gräfin und Corneliens faßte und zuerst auf jene und dann auf diese, aber auf diese zweimal seine Lippen drückte. Abermals wie auf dem Heidelberger Schloß hatten sich die Hände der drei verbunden, aber inniger jetzt durch den Kuß war die Vereinigung. Mit freundlichem, vertrauensvollem Blick neigte sich Cornelie zu Herrn v. Putbus hin, während die Gräfin flüchtig, jedoch triumphirend im Kreise umher sah. Schon jetzt hätte sie der Gesellschaft etwas verkünden mögen, etwa mit den Worten: meine Damen und Herrn, ich gestatte mir ihnen zu eröffnen ... aber die Trauerzeit, die Etikette band das Wort, das schon lange rund und entschieden in ihrer Seele lag. Und nicht allzusehr wäre die Gesellschaft dadurch überrascht worden, denn was anders konnte dieselbe denken, als daß dieser junge reiche Herr v. Putbus, der schon so und so lange in Worms verweilte und fast jeden Tag nach dem

Hause der Gräfin wandelte, eine reizendes Ziel: Cornelie, vor Augen habe? —

„Das ist ganz entschieden," sagte die Gräfin beim Auskleiden zu sich selber: „Herr v. Putbus liebt Cornelie, und auch diese ist ihm nicht abgeneigt. Wann ist die Trauerzeit vorüber? o in ganz kurzer Zeit! Wir sehen vermuthlich, o ganz gewiß sehen wir einer Hochzeit entgegen!"—

Cornelie ihrerseits dachte ebenfalls an Herrn v. Putbus. „Ich stehe hier doch nicht ganz allein," sagte sie. „Ich weiß es nicht, wie es kommt, aber ich freue mich immer, wenn ich Herrn v. Putbus sehe. Wandelt er so die Straße daher auf unser Haus zu . . . mich dünkt, er sieht, auch wenn er noch fern ist, zu den Blumen empor, die sich aus meinem geöffneten Fenster hervordrängen. Welch eine liebe Erinnerung ist mir die Reise in seiner Gesellschaft den Rhein hinauf! Welchen Grund könnte ich haben, mich vor ihm zu verschließen? Wolan, ich öffne ihm mein Herz!" —

Aber auch Herr v. Putbus dachte an Cornelie. „Wenn nur erst die Trauerzeit vorüber ist!" sagte er. „Vielleicht verwandelt sich dann die Passionsblume in eine heitere Rose." Vielleicht sagte er: seine Zartsinn nahm keine Grenzen an, auf welchen Trauer und Freude plötzlich voneinander Abschied nehmen. —

Und der Tag, wo die Trauerzeit vorüber war, brach an. Ungeduldig hatte ihm die Gräfin entge-

gengesehn. Frühmorgens schon trat sie in das Ankleidezimmer Corneliens, welche im Begriff stand, sich abermals mit dunklen Stoffen zu umgeben.

„O nicht doch, liebe Cornelie," sagte sie. „Alles hat seine Zeit: Nacht und Tag! Der Tag legt sein Geschmeide an. Siehe hier!" — sie öffnete das Garderobezimmer — „gaze de fil à fleurs, mit Brabanter Spitzen!"

Sie hob das Gewand vom Gerüst und trug es nach vorn.

„Kleide Dich! kleide Dich!"

Die Kammerfrau mußte zurück, die Gräfin wollte selber Hand anlegen, selber erleben, wie Cornelie sich in gaze de fil à fleurs ausnehme.

„Hier noch die Rose! . . ." sie brach eine vom Stock, der auf dem Fenstergesims stand und befestigte sie am Kleid. „Ein Diamant muß noch dazu! . . . Sieh' Dich im Spiegel! . . . stelle Dich! . . . so! . . . noch ein wenig vor! . . . ah nun strahle dahin! Fräulein Cornelie v. Lentulus, ich muß Ihnen sagen, Sie gefallen mir! . . ."

Siebentes Kapitel.

Cornelie und Herr v. Putbus.

Cornelie hatte, wie wir wissen, an den Pächter von Lentulus-Haus geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Sollte sie noch einmal den Versuch machen? Wie höchst zweifelhaft war der Erfolg in gegenwärtiger Zeit, wo man den Postenlauf störte, oder die Briefe, auch wenn sie ans Ziel gelangten, erbrach. Nur durch persönliche Vermittlung konnte es geschehen. Aber sie hatte keine Personen zwischen hier und Paris, keine lebendigen Haltestellen gleichsam, welche von Mund zu Mund die Nachforschungen weiter trugen. Der Reichsgräfin v. Veldenz standen sie ohne Zweifel zu Gebot. Diese wollte sie bitten, daß sie wegen ihres Vaters Erkundigungen einzöge, aber auch zugleich wegen — Lucian Montalto's? Nein! Vielleicht, wenn der Vater lebt und Nachricht über sich gibt, sagt er auch etwas über Lucian. Vielleicht

aber leben sie getrennt, sodaß keiner vom andern was weiß. An wen sollte sie sich wegen Lucian's wenden? Sie dachte nach...

Am Nachmittage desselben Tages, an welchem die Trauerzeit Corneliens vorüber war, befand sie sich denn, in gaze de fil à fleurs gekleidet, inmitten einer kleinen Gesellschaft, welche die Gräfin in den Garten geladen. Herrn und Damen saßen oder ergingen sich unter den Bäumen. Erfrischungen wurden umhergereicht. Obwol noch nicht tief in das Jahr hinein, war es doch ein prächtiger Tag. Mit der Gräfin unterhielt sich ein Emigrant: ein alter flinker Marquis, mit einem Zierdegen an der Seite, Perrücke gepudert, Kniehosen und Lackierschuhe mit Silberschnallen.

„Mir scheint die Sache doch etwas bedenklich," sagte die Gräfin. „Dieser Marquis Dümouriez, welcher gegenwärtig die französischen Truppen befehligt" ...

„Keine Besorgniß, meine Gnädigste," erwiderte der Marquis, „Dümouriez ist aus altadeligem Geschlecht, er wird nicht zum Verräther an sich und dem eigentlichen Frankreich, ich meine dem adligen, das sich auf kurze Zeit aus Frankreich hinausbegab, um sich nicht mit dem aufgewühlten Volke zu beschmutzen, das jetzt alle Straßen bedeckt."

„Aber er rückt vor. Was half die ungeheure

Pulververschwendung vor Valmy? die Preußen gingen zurück.“

„Schein, meine Gnädigste! Hätten die Preußen nur siegen wollen! aber sie wollten nicht. An die Stelle des besiegten Dümouriez wäre ein anderer getreten, der es ehrlich mit dem abscheulichen, königsmörderischen Volke gehalten. Man muß dem Marquis Dümouriez doch erst Haltung verschaffen. Da in Paris geht's wild und verrückt durcheinander, bei Dümouriez aber wird Position, Verfassung, System sein. Hinein in den Bienenkorb mit dem Schwarm, um den Weisel herum! Der Honigseim ist eine Schlacht, die man Dümouriez gewinnen ließ und läßt. Mit gloire lockt er das Volk aus Paris zu sich heran. Die Tischlergesellen, Klempner, Perrückenmacher, welche brüllend aus dem Höllenschlund Paris hervorstürzen, hobelt, hämmert, frisirt er zurecht. Hinein in den Korb! Linientruppen will er. Mit der Linie, die sich an Subordination gewöhnt, kommt er ans Ziel.“

„Und dies Ziel?“

„Immer vorwärts, bis an die Grenze! Die Grenze ist sein Ziel. Zehntausend eilten ihm schon voran d. h. nahmen Reißaus nach der Grenze. Man nimmt sie beim Schopf und steckt sie in die Linie. Preußische und Oestreichische Linientruppen stehen da mit Orden und Ehrenzeichen an der Brust. Die Schneider und Perrückenmacher, die sich immer um vornehme Personen beschäftigen, an denen sie Sterne

und Ludwigskreuze entdeckten, die ihnen ewig fern blieben, sehen hier plötzlich so ein Ding, das ihnen von der Brust ihresgleichen winkt. Doch jetzt kommt Dümouriez mit Linie zur Linie. Man verbrüdert und umarmt sich. Rechtsum jetzt gemacht! Auf Paris geht's los."

„Liebster Marquis, sagte die Gräfin etwas lächelnd, ich bewundere die Lebhaftigkeit Ihrer Anschauungen. Ei, das ist noch immer flink bei der Hand. Ich wünsche, daß der Marquis Dümouriez mit den Entwürfen meines liebenswürdigen Marquis übereinstimmen möge."

„Marquis ist Marquis," sagte der Mann, indem er sich etwas emporrichtete und mit der Rechten seinen Zierdegen berührte. Zwei Marquis fühlen niemals verschieden voneinander und thun sie's, so thun sie's zum Schein. Was kann der Marquis Dümouriez von einer Nation erwarten, die alle Rangstufen zertrümmerte? „Eines Königs bedarf es und zu der Pyramidalspitze hinauf einer allmählichen Annäherung," sagte er im vertrauten Kreis zu Paris. Und ferner sagte er: „im Convent sitzen zweihundert Räuber und sechshundert Schwächlinge; machen wir Kehraus damit!" „Und durch Wen gedenken Sie Kehraus zu machen?" ward er gefragt. „Durch meine Mamluken," antwortete er. Mamluken, meine Gnädigste, sind Linientruppen. Es handelt sich um Herbeischaffung von Stoff, um Linientruppen, Mamluken

daraus zu bilden. Sechstausend Emigranten rückten für das eigentliche Frankreich ins Feld: alle aus altfranzösischen Häusern, alle geborene Generale, Colonels, Lieutenants, jetzt aber, o Himmel, nichts weiter als gewöhnliche Feldsoldaten! Fürwahr, man muß sich nach Stoff umsehen, den man ihrem Befehle unterbreitet. Ach, ich denke dran, wo ist Herr v. Putbus? er wollte abreisen, ist er vielleicht abgereist?"

„Mein Herr Marquis," sagte die Gräfin fast empfindlich, „ich kann Sie versichern, daß Herr v. Putbus noch da ist."

„Desto besser" versetzte der Marquis, „aber reisen wird er, reisen muß er. Gefahr ist im Verzug. Herr v. Putbus ist Schwede oder Preuße, was auf eins hinauskommt, also verbündet mit dem eigentlichen Frankreich. Ein reicher Monseigneur, der über handfeste Bauern verfügt! Man muß daraus Scharen bilden und diese zu andern aus Pommern, Sachsen, Braunschweig unter den Befehl der Emigranten und des Herrn v. Putbus stellen. Ganz Deutschland ist dabei interessirt, daß das eigentliche Frankreich, das Vorbild für alle Welt, nicht zu Boden falle. Als Bevollmächtigter des Prinzen Condé, der von Coblenz aus auch hier in Worms ein Werbungsbureau errichtete, hab' ich für Herr v. Putbus den Organisationsplan."

In diesem Augenblick erschien Herr v. Putbus.

„Ach, mein liebenswürdiger Herr v. Putbus,“ sagte der Marquis, „gut, daß ich Sie sehe. Ich werde die Ehre haben, Ihnen eine wichtige Angelegenheit mitzutheilen. — Verzeihung, meine Gnädigste!“

Herr v. Putbus verbeugte sich vor der Gräfin und der Gesellschaft und sah flüchtig im Kreise umher . . . er hatte Cornelie gesehn.

Die beiden sprachen jetzt miteinander.

In der That, der Marquis theilte dem Herrn v. Putbus den Coblenzer Organisationsplan mit. Die Gräfin hörte die Worte: Freischaaren, Bauern, Abreise, unsterbliches Verdienst und dergleichen mehr. Herr v. Putbus nickte mehre male lächelnd dazu. Endlich sagte er und ziemlich laut, sodaß es die Gräfin hören konnte: ich freue mich, Herr Marquis, daß Sie die Gewogenheit gehabt haben, in Deutschland so viel Liebenswürdiges einzuführen, das ich, wie andere Liebenswürdigkeiten nicht über die Grenze, sondern vielmehr noch tiefer ins Land hinein zu entführen gedenke.“

„Das ist deutlich,“ flüsterte die Gräfin, „es geht alles gut.“

„Ha, vortrefflich!“ rief der Marquis. „So werd' ich zu Ihnen sprechen, wenn ich Sie in Chatillon bewirthe und von da noch tiefer ins Land hinein auf mein Schloß am Ufer der Dordogne führe.

Mit Gottes und der Preußen Hülfe gelangen wir dorthin."

„Ei, mein liebenswürdiger, höchst vortrefflicher Herr Marquis," sagte ein ältlicher Herr, der die Worte des Herrn v. Putbus gehört, „wir halten Sie doch noch in Worms."

Der Marquis wandte sich dem Mann zu, sie waren bald in ein Gespräch verwickelt, der Marquis hüpfte gern von einem zum andern. —

Herr von Putbus hatte Cornelie gesehn. „Die Trauerzeit ist vorüber," flüsterte er, die Rose seh' ich am Gewand."

Nun, wir finden eine Rose an gaze de fil à fleurs sehr natürlich. Aber wie Herr v. Putbus das Geflimmer im Kelche der Passionsblume auf sich gedeutet, so nun auch die flammende Rose, welche zwar zu allen, jedoch zu dem besonders spricht, welcher liebt.

Was weiß die Menge von den Steigerungen des keimenden und sich entfaltenden Gefühls! Hatte nicht Corneliens Auge aufgestrahlt, als er den Garten betrat? Dies Auge und diese Rose däuchte ihm wie eine Auferstehung aus den Tiefen schmerzvollen Grames zu heiterm Dasein. Hinfort auch der Gegenwart dem Lebenden will Cornelie leben. Er sah nach ihr hin über den Rand des Krystallgefäßes, das er — es schimmerte röthlich eine Erfrischung darin — zum Munde führte. Doch jetzt . . . zieht nicht der Schatten

der Schwermuth wieder über ihr Auge? Schwermuthvoller Veilchenduft schwebt noch über den Rosenzaun, durch den man Cornelie vom Schmerzensfelde schied. O das geht nicht so rasch und das zeugt eben für sie: wer tief in die Vergangenheit hineinliebte, wird auch tief in die Zukunft hineinlieben können. Freilich wechselte es in Cornelien. Ihr Auge erheiterte sich, wenn sie den Befreundeten sah, den sie gewonnen, und ihr Auge umwölkte sich, wenn sie an die Befreundeten dachte, die sie verloren. Lentulus verwandelte sich da plötzlich in Tullus, und Lucian Montalto — sie sah ihn vor ihren Augen dahinsinken, erbleichen, sterben — sterben? . . . ist er denn wirklich todt? . . . Aber auch so, immer reizend erschien Cornelie Herrn v. Putbus in dem Wechselspiel ihres Gefühls. Dem Liebenden ist am geliebten Gegenstande am Ende auch alles recht. Nichts erscheint ihm da einförmig oder launenhaft wechselnd. Die Tugend eines immer heiteren Himmels weiß er mit hundert verschönenden Eigenschaften zu preisen. Und zeigen sich Launen, so sagt er: immer unumwölkter Himmel ermüdet. Aber wenn es da oben sich kräuselt und mit Schatten das Sonnenauge umzieht, und wenn dieses plötzlich wieder an das verschleiernde Wölklein greift und es mit Rubinen umsäumt: unter solchem himmlischen Wechsel wechseln wir selber, freudig überrascht, in dem Reize der Stimmung. —

Es hatten sich Gruppen gebildet, eigentlich nur

zwei, von welchen die Gräfin und der Marquis der Mittelpunkt waren.

Der Marquis zog immer mehre in den lebhaften Strom seines Gespräches, welches den Hörern um so bedeutungsvoller erschien, als er häufig in seine Rede die vornehmsten Emigranten verwebte: den Prinzen Condé und dann auch die Grafen v. Provence und Artois, die, nachdem ihr Bruder, Ludwig der Sechszehnte, hingerichtet worden war, die nächste Anwartschaft auf den französischen Thron besaßen, den der Marquis mit Hülfe deutscher Freischaren wieder aufzurichten gedachte. „Was soll werden, sagte er unter andern, wenn man den französischen Thron, den ältesten der Christenheit, abträgt und demnach, denn böse Beispiele verderben gute Sitten, auch die übrigen Throne, alle Höhen und alle hohen Häuser? Alles wird dann flach und gemein." „Ei, mein Herr, sagte er zu einem der Umstehenden, Sie haben da am Rhein ein stattliches Haus, die Zimmer vermuthlich einundzwanzig Fuß hoch. Ueber einem Mann von sechs Fuß Höhe — so hoch ungefähr schätz' ich Sie — befindet sich leerer, luftiger, demnach unnützer Raum von vierzehn Fuß. Was thut man damit? Man zieht über Ihrem Kopf, wenn auch nicht durch Ihren Kopf, Striche d. h. Balken und über diesen, abermals sieben Fuß hoch, andere Balken. Jetzt dahinein in die Behälter oder Zwischenräume! Wo bleibt Ihr Privilegium, mein Herr, in einem

Zimmer von einundzwanzig Fuß Höhe zu wohnen, wenn zwei Lumpe oder zwei Lumpenfamilien sich herausnehmen dürfen, von den einundzwanzig Fuß für sich je sieben Fuß abzuschneiden? Abschneiden! Beutelschneider! Communisten! Auf Communismus läuft diese ganze Pariser Jakobinerei hinaus, die, wenn man ihr nicht Einhalt thut . . . meine Herren, Sie können sich selbst die Consequenzen ziehn."

Wenn etwas, so wäre das Schreck- und Donnerwort Communist und Communismus wol im Stande gewesen, den Freischaren-Plan des Marquis selbst für höchst friedsame, wolgewiegte wormser Herren annehmbar zu machen. —

Die Gräfin dagegen hielt den Damenkreis zusammen, wie eine Hirtin, welche ihre Schäflein mit einem Pferch, hier mit dem Pferch wolgesetzter Worte umschloß. Sie sprach etwas lauter, als sonst, also wol absichtlich laut und fast in einem Redeerguß. Es wäre unschicklich gewesen, das Ohr von der Reichsgräfin v. Veldenz wegzuwenden, oder gar durch Auftreten mit dem Fuß, der etwa diesem, oder jenem in der Gesellschaft zustrebte, die Aufmerksamkeit zu unterbrechen, die der Gräfin gewidmet sein mußte.

Außerhalb des Herren- und Damenkreises befanden sich nur noch Cornelie und Herr v. Putbus. Cornelie sah nach dem jungen Manne hinüber, als wollte sie sagen: wir sind auf uns angewiesen und es ist auch

gut so. Sie erhob sich; es scheint, sie will sich etwas im Garten ergehen, ihr Gesicht ist der Seite zugewandt, welche von der Gesellschaft abliegt.

Herr v. Putbus, wenn er auch nicht gewollt hätte, mußte Cornelie bei dieser Vereinzelung Gesellschaft leisten. „Jetzt werde ich zu ihr reden," sagte er. „Jetzt, oder niemals!" Er trat zu ihr hin. Die Gräfin sah über den Kreis, den sie zu fesseln suchte, flüchtig hinüber. Fast unmerklich nickte sie mit dem Kopf. Gewiß wollte auch sie sagen: es ist gut so!

„Der Marquis," begann Herr v. Putbus, „übt auf die Herrn viel Anziehungskraft aus."

„Und meine Tante auf die Damen," sagte Cornelie. „Welche Parthie wird Herr v. Putbus ergreifen?"

„Diejenige, auf deren Seite ich mich bereits befinde."

„Lassen Sie uns die kleine Anhöhe hinangehn," sagte Cornelie, „sie erinnert mich an die Heidelberger. Es ist mir eine liebe Erinnerung."

„Damals war uns Fräulein v. Lentulus mit rüstigem Schritt voran."

„Jetzt aber halten wir Schritt an Schritt."

„So immer zu schreiten! . . . aber wie nah ist es bis zur Anhöhe hinauf!"

„Und nahe vielleicht auch der Abschied meines freundlichen Begleiters. Sie wollen uns ja den Herrn Marquis entführen," sagte sie lächelnd, „woran

sich denn die Besorgniß knüpft" — dies sagte sie mit vielem Ernst, — „daß Herr v. Putbus uns bald verlassen wird."

„Sie haben die Güte, Besorgniß zu sagen. Dürfte ich wagen, zu denken, daß es Fräulein v. Lentulus nicht unangenehm ist, wenn Ludwig Putbus noch länger in Worms verweilt?"

„O, man hatte sich so freundlich zueinander gewöhnt!" sagte Cornelie.

„Nur Angewöhnung, die sich leicht mit der Gewohnheit des Getrenntseins vertauscht!"

„Diese Angewöhnung," versetzte Cornelie, „war nur die Wiederholung und Verstärkung des ersten freundlichen Eindruckes, dem man keine Grenzen setzen will."

„O mein Fräulein . . ."

Aber in demselben Augenblicke betraten sie die Anhöhe und Cornelie, ihr Auge der Gegend zuwendend, rief: „welch herrliche Aussicht!"

Vor ihnen jenseits des Rheins lag die weite schimmernde Landschaft. Sie standen schweigend und sahen hinaus. Aber diese Aussicht war ihnen doch Nebensache: ein jeder hatte etwas Anderes im Sinn, ein jeder schien sich auf etwas vorzubereiten.

„Ihr freundliches Wort," hob jetzt Herr v. Putbus an, „gibt mir den Muth, zu sagen, was ich sagen muß."

Cornelie hörte gespannt hin.

„Der Augenblick, Sie ohne Zeugen zu sprechen, bot sich mir so selten," fuhr Herr v. Putbus fort, indem er den Blick zurückwandte . . .

Die beiden waren ganz allein und alles still um sie her. Nur das Gezirp eines Vogels im benachbarten Wipfel ließ sich vernehmen. Von der Höhe herab hätte man wol etwas von der Gesellschaft im Vordergrunde des Gartens entdecken können, aber es schien, als habe sie sich näher ans Haus oder gar in das Haus selber zurückgezogen. Die kleine freie Anhöhe, auf welcher sie standen, war von Bäumen und Gebüsch umgeben. Rechts zwischen zwei mächtigen Buchen, die oben ihre Wipfel zusammenschlugen, während seitwärts an ihre Stämme sich dichtes Gebüsch lehnte, ging man wie unter einem Laubgewölbe hindurch. Der Blick sah zwischen den Baumsäulen auf den Weg hin, den sie gekommen waren. Links stieg man gleichfalls, aber auf schmalem, von Gebüsch umdunkelten Pfad zur Höhe empor, und denjenigen, der ihn beschritt, sah man nicht eher, als bis er dicht vor einem stand. —

„Ein Geheimniß lastet auf mir, hob jetzt Herr v. Putbus wieder an, das ich nicht mit mir nehmen kann, wenn ich diese Gegend verlasse."

„Auch Sie haben mir etwas anzuvertraun, sagte Cornelie. Wolan, ich höre. Alsdann öffne auch ich Ihnen mein Herz und ich sage Ihnen, was schon

lange unausgesprochen und darum ach, so schmerzlich-süß meine Seele bewegt."

Herr v. Putbus sah Cornelie an, um in ihrem Auge zu lesen, ob Herz und Herzliches seiner Eröffnung begegen würde.

Cornelie erwiderte freundlichruhig seinen Blick.

„Die erste Begegnung und der erste Eindruck," sagte Herr v. Putbus . . . „unauslöschlich stellte sich das Bild meiner Seele dar! Und dann die süße Gewöhnung, in der sich das Gefühl nicht zur Ruhe begibt, sondern steigert und steigert bis zu diesem Augenblick" . . . er sah Cornelie an.

Cornelie wußte nicht . . . sie ahnte blos . . . „Die erste Begegnung!" wiederholte sie bei sich selber. Eine erste Begegnung vielleicht in Paris . . . irgendwo! . . . Herr v. Putbus will mich zur Vertrauten eines innigsten Gefühls machen. — „Was haben Sie mir mitzutheilen?" fragte sie.

„Ich schwieg," versetzte Herr v. Putbus. Vielleicht hätte mein Wort Sie verletzt in einer Zeit, wo Ihr Sinn sich der Schwermuth hingegeben. Aber heiterer erscheinen Sie jetzt! Mit dem dunklen Gewand ist auch der Kummer verschwunden, und die Rose an Ihrem Gewand scheint mir Muth einzureden, daß ich sage, was ich sonst nicht glaubte sagen zu dürfen."

„O sagen Sie!" rief Cornelie.

„Fräulein v. Lentulus!"

„O das klingt zu feierlich!"

„Cornelie von Lentulus!"

„Gut, Cornelie ist da!"

„Cornelie!" rief Herr v. Putbus, von Gefühl überwältigt.

Bei diesem Rufe, der ihren eigenen Namen nannte, so süß und innig, wie ihn nur der Mund eines edlen, liebenden Mannes auszusprechen vermag, fühlte sich Cornelie aufs schmerzlichste bewegt. Das Räthsel war ihr gelöst. Sie selber war der Gegenstand seines Gefühls. Ach, das sie von dem, den sie für immer gefunden zu haben glaubte, jetzt für immer vielleicht Abschied nehmen sollte! Mit einem Blicke voll Theilnahme und Wehmuth sah sie Herrn v. Putbus an.

„Cornelie!" sagte Herr v. Putbus, indem er ihre Hand faßte, auf die er seine Lippen drückte, „Sie waren es, was ich in diesem Worms sah und bewunderte! Sie, die mich hier hielten und fesselten! O lassen Sie mir ewig diese kleine, süße, segenspendende Hand!"

Cornelie zog ihre Hand nicht zurück, denn diese ruhte wol sicher in der Hand des edlen Mannes. Aber von höchster Ueberraschung befangen, vermochte sie einige Augenblicke keine Worte zu finden. Das Unerwartete dieser Erklärung hatte alle Farbe von ihrem Antlitz gescheucht . . .

„Herr v. Putbus," sagte sie endlich, „ich fühle lebhaft, wie Ihre Worte mich ehren, aber . . . o daß Sie nicht zürnen möchten!"

Bei diesen immerhin noch räthselhaften Worten entglitt die Hand des Herrn v. Putbus der Hand Corneliens. Er trat einen Schritt zurück, er stand, den Blick zu Boden geheftet.

„Ich sehe auch jetzt," sagte Cornelie, „wie das Unglück nicht müde wird, mich zu verfolgen, denn wahrscheinlich raubt mir dieser Augenblick einen Freund, den ich für das ganze Leben glaubte gewonnen zu haben. Doch wie schmerzlich dieser Verlust auch sein würde, ich darf meine wahre Gesinnung nicht verhehlen" . . .

Herr v. Putbus schwieg. Gedanken der widersprechendsten Art schienen seine Seele zu bewegen. Er warf einen prüfenden Blick auf Cornelie, wie einer, der in die Tiefe forscht, um zu sehen, ob Wesen und äußere Erscheinung sich in Uebereinstimmung befinde.

„Ludwig v. Putbus," fuhr Cornelie gerührter fort, „Ihr edler Sinn, Ihr freundliches Begegnen flößten mir hohe Achtung, Zuneigung, Freundschaft für Sie ein . . . möchte diese Ihnen genügen! denn ich bekenne mich unfähig, die Gefühle zu erwidern, die Sie . . . Wären Sie mir früher begegnet, mein Gemüth hätte sich wol liebend Ihnen zugewandt, aber jetzt" . . .

„Aber jetzt" . . .

„Herr v. Putbus, auch ich kam hierher, um Ihnen mein Innerstes zu erschließen, und wenn auch

meine Worte Ihr Abwenden von mir veranlaßten, ich wage es dennoch, auf Ihr Zartgefühl bauend, Ihnen zu sagen, was ich noch niemand vertraute."

Hier begann sie zu erzählen, was wir wissen.

Als Herr von Putbus den Namen Lucian Montalto hörte ! . . wie ein Donnerwort erscholl ihm der Name von den schönen Lippen Corneliens, und es war ihm, als ob ihn eine Hand, eine kleine süße Hand, hinab ins Bodenlose stürze. Hatte ihn diese Hand nicht auf die Höhe seiner Hoffnung gehoben? Er dachte an die Tage zurück: an Germersheim, an das Heidelberger Schloß, an alles, was er mit Cornelien gesprochen. Als eine schöne Feindin wollte er sich jetzt Cornelie denken, die ihn anzog und zurückstieß, die ihn anlockte und dann triumphirend in die Ferne verwies. Aber er vermochte es nicht. Seine eigene Schuld war es, daß er in der Lebhaftigkeit seines Gefühls die Gefühle Cornelien's für Lucian Montalto auf sich selber bezog. Was kann die Sonne dafür, wenn von ihrem Blicke, der den blumenumkränzten Scheitel des Berges trifft, seitwärts ein Strahl auf das Würzkräutlein fällt. Glänze und dufte auch du! heißt es. — Und als nun Cornelie von der ersten Begegnung mit Lucian im Parke von Lentulus-Haus erzählte; von ihrer und Lucian's gegenseitiger Entfremdung; von dem Schicksale ihres Vaters; von Hardy's verruchten Plänen; und wie Lucian, von Hardy's Dolche ge-

troffen, in dem Augenblicke niedersank, wo sie ihm ihre Rettung aus schimpflichen Fesseln verdankte; von der Hoffnung, die sich für sie an den Namen Tullus knüpfte, der doch vielleicht Lentulus sein konnte, und an den jungen Mann, den Helfer, der jenen befreite und vielleicht selber als Lucian Montalto lebte, nachdem er unter der Pflege Befreundeter genesen . . . „ja," fuhr sie fort, „auf Sie, Herr v. Putbus, hatte ich meine Hoffnungen gestellt, Ihnen wollte ich mich vertrauen, von Ihnen mir Hülfe erbitten. Sie kommen aus Paris, Sie haben dort wahrscheinlich Freunde, Bekanntschaften, Verbindungen, durch deren Vermittelung ich über das Schicksal der Theuren vielleicht etwas erfahren würde. An meine Tante konnte ich mich wenden, aber durfte ich es wagen, ihr Lucian Montalto ans Herz zu legen, ihr, der geburtsstolzen Dame, die auf einen Jüngling bürgerlicher Abstammung hoch herabsieht? Ach, auch Sie, ein Edelmann, theilen vielleicht die Ansichten der Reichsgräfin v. Veldenz. Herr v. Putbus, habe ich Ihrem Edelmuthe zu viel vertraut? Werden Sie mir nun Ihre Freundschaft entziehen, da ich Ihre Liebe nicht zu würdigen verstand?"

Als Herr v. Putbus dies alles von Cornelien vernahm . . . wie ein Gemälde mit bestimmt ausgeprägten, zueinander gehörenden Figuren stand vor ihm die Vergangenheit, welche Cornelie in Beziehung auf sich vor seinem Auge entrollte. Sollte er sich

auf dies Gemälde eindrängen wollen? Sollte er das Bild, das mit belebten und sich belebenden Farben Cornelien gegenüberstand, auszulöschen und an dessen Stelle sich selber zu setzen versuchen? Was Lucian Montalto für Cornelie that . . . auch er hätte freudig sein Blut für sie vergießen mögen. Aber der Himmel, der ihm mit Lucian Montalto zuvorkam, legte dessen That in die Wagschale, zu welcher sie ihre Liebe hinzufügte, die schon vor jenem Ereigniß entstand und wuchs und, von dem Blute der Aufopferung bethaut, bis zur Vollendung reifte. Die süße, sanfte Hand Corneliens, von der er sich ins Bodenlose gestoßen glaubte, hob ihn jetzt wieder zu sich selber empor und stellte ihn vor das Gemälde, nicht, damit er es zerstöre, sondern bewundere und schütze. Eine edle gesunde Natur war der junge Herr v. Putbus. Rasch das ihm Unmögliche erwägend, war er wieder ganz er selbst: der junge, brave, ritterliche Mann, der für alles Edle in die Schranken tritt, der zu der Freundschaft, die ihm Cornelie anbot, nun doch etwas Innigstes gesellte, das aus dem Borne der Liebe strömte, aber in dem Rahmen der Freundschaft volle Klarheit und Fassung gewann. Aus dem Sturme der soeben beschwichtigten Gefühle sah er fest und sicher zu Cornelien auf, und als er dem Blicke ihres feuchten Auges begegnete, das mit unaussprechlichem Ausdruck auf ihm weilte, ja, da vermochte er nicht zu widerstehen: er sank zu

ihren Füßen hin, er schwor ihr, daß sie nie ein Wort seiner Liebe vernehmen solle, er gelobte ihr unerschütterliche Freundschaft in jedem Wechsel des Lebens, er versprach ihr, daß er wegen der theuren Personen, die von nun an ihm selber theuer sein müßten, bei Bekannten in Frankreich nachforschen, ja selber hinreisen wolle, um zu fragen, zu suchen, zu finden . . Cornelie, gerührt von den liebevollen Worten des edlen Mannes, faßte seine Hand, und, sich zu ihm hinabbeugend, berührte sie mit ihren Lippen seine Stirn . . .

In diesem Augenblicke erhob sich ein Geräusch in der Nähe der vom Buschwerk umgebenen Buche. Es war, als ob sich etwas seitwärts vom Weg, den der Blick beherrschte, durch die Zweige nach der Tiefe hinbewege. Sie wollten spähend mit dem Blick die Ursache ergründen, als ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt gelenkt wurde, denn plötzlich von der andern Seite, wo der enge Pfad hinauflief, theilten sich die Zweige, und eine Gestalt . . . die Gräfin trat hervor. Sie war wol unmerklichleise herangekommen: kein Bewegen und Rauschen der Zweige hatte ihre Annäherung verrathen. Ohne Zweifel stand, lauschte und sah sie, wie Herr v. Putbus vor Cornelie. niedersank, und wie diese die Stirn des jungen Mannes mit ihren Lippen berührte. Da erst trat sie und lächelnd trat

sie hervor. Und sie lächelte noch mehr, als sie beide in ihrer Verlegenheit erröthen sah.

„Ach, liebe Cornelie," sagte sie, „fühle Dich nicht zu sehr überrascht, auch ich war jung, ich kenne die Herolde, die dem Herzen voraneilen und ihre Purpurfähnlein auf der Wange entfalten . . . Eine liebliche Anhöhe das," fuhr sie fort, indem sie um sich sah; „wie ein Altar; die flüsternden Büsche sind einstweilen die Gemeinde, und der Vogel — horch, er singt! — gibt seinen Sermon. Da meine Hand, liebe Cornelie! und Sie mein junger schöner Herr v. Putbus, nehmen Sie die andere! Hand in Hand! Ich denke, so können wir glücklich sein."

Zum zweiten male vereinigten sich die Hände. Das erste mal, bei Germersheim, kam unglücklicherweise der Schiffsstoß dazwischen. Dann wieder auf dem heidelberger Schloß, wo Cornelie zu Herrn v. Putbus sagte: „Sie dürfen dabei nicht fehlen," was man jedoch nur von einem Freundschaftsbunde verstehen konnte. Jetzt aber, unter dem Siegel des Kusses, den Cornelie auf die Stirn des Herrn v. Putbus gedrückt, was die Gräfin ohne Frage gesehen, schien ihr die Sache vollständig entschieden.

Was sollten die beiden der Gräfin entgegnen? Eine Aufklärung in Betreff des Kusses auf die Stirn des Herrn v. Putbus war unmöglich, da er ja Lucian Montalto als den eigentlichen Urheber davon der

Gräfin verrathen hätte. Das Erröthen, die Verlegenheit beider war ihr ja auch Antwort genug. Glücklicherweise sprach sie auch gleich darnach. „Alles vereinigt sich," sagte sie, „um diesen Tag zu dem glücklichsten zu machen. Ja, liebe Cornelie, ich habe Dir eine Nachricht mitzutheilen. Aber überlaß Dich nicht zu sehr Deinem Gefühl! . . . O Du erräthst es nicht. Höre denn . . . ich habe Kunde . . . von Deinem Vater!"

„Von meinem Vater!" rief Cornelie, „von seinen letzten gräßlichen Augenblicken!"

„O nicht doch, liebes Kind, nicht von seinem Sterben . . . von seinem Leben ward mir Kunde."

„Er lebt," rief Cornelie. „Wo . . . wo ist er? O sag' es mir," bat sie, indem sie die Kniee ihrer Tante umklammerte, „laß mich zu ihm, ehe ich sterbe, ach, mein Herz!"

„Fasse Dich, liebe Cornelie," sagte die Gräfin, „bereite Dich vor, . . . ja wenn Dein Vater nun in der Nähe wäre . . . ja, er ist Dir nahe" . . . sie sah nach dem Gebüsch hin . . .

Und es regte sich von unten etwas heran, Cornelie hörte Tritte, sie lauschte gespannt hin, sie will zum Gebüsch . . . da theilten sich schon die Zweige, und ein bejahrter Mann, von der Freude zu jugendlicher Hast beschwingt, tritt hervor. Cornelie erkennt den Langvermißten, Todtgelaubten, sie sinkt in die Arme ihres — Vaters! . . .

In diesem Augenblick entfernte sich Herr v. Putbus, blos der Gräfin zunickend, in der Richtung nach der Buche hin. Er wollte nicht als ein Fremdling, den man doch dem Herrn v. Lentulus vorstellen mußte, nicht durch etwas Gemessenhöfliches diese Herzensscene unterbrechen oder sich abschwächen lassen.

„Mein Kind!" rief Herr v. Lentulus, indem er Cornelie an seine Brust schloß und den Blick zum Himmel erhob. „Die ewige Vorsehung sei gepriesen, die mich aus den Armen des Todes wieder an Dein Herz führt."

Lange vermochte Cornelie keine Worte hervorzubringen, die Thränen rollten ihr unaufhaltsam über die Wangen . . . Endlich, als der gewaltige Sturm der Ueberraschung sich etwas gelegt hatte, richtete sie sich auf und, als wenn sie sich überzeugen wolle, ob sie nicht träume, fuhr sie mit der Hand über die Augen und blickte ihrem Vater ins Gesicht. „So lebst Du denn wirklich," rief sie, „und ich halte Dich, den ich todt wähnte, in meinen Armen! O sag' mir schnell, wer rettete mir Dein theures Dasein, wer entzog Dich Deinen erbarmungslosen Henkern und verwandelte meinen Jammer in unendliches Glück?"

„Lucian Montalto war es, meine Tochter, dem ich dies neubegonnene Leben verdanke."

Bei dem Namen Lucian verfinsterte sich das Auge der Gräfin.

„Sein starker Arm," fuhr Herr v. Lentulus fort, „riß mich aus der Schlinge meiner Verfolger. Morgen, liebes Kind, will ich Dir ausführlicher erzählen, auf welche Weise ich der Gefahr entrann. — Doch wo ist Lucian Montalto? Er ging, Dich aufzusuchen, schon vor mir in den Garten." Herr v. Lentulus wandte seinen Blick dem Gebüsche zu.

„Lassen Sie uns gehen, lieber Schwager," sagte die Gräfin.

Neuntes Kapitel.

Eine Begegnung.

Als Herr v. Putbus an der Buche vorüber der Tiefe zuschritt, sah er durch die Zweige einen Mann, welcher mit gesenktem Haupt und unterkreuzten Armen dastand.

Der Weg, den er betrat, bog sich um die Büsche, wie um ein grünes Vorgebirge, durch das er die Gestalt gesehen, die sich auf demselben Wege befand. Er hatte keinen Grund, ihr auszuweichen.

Bei dieser Einsamkeit mußten seine Schritte ohne Zweifel dem Manne, dem er sich näherte, vernehmbar werden, aber dieser merkte nicht darauf.

Endlich war er nur noch drei Schritt von ihm entfernt, sein Fuß hallte am Boden ... da ... der Unbekannte wandte sich, und jäh wie ein Blitz aus finsterfeindseligem Auge drang es auf ihn ein . . .

Herr v. Putbus trat doch ein wenig zurück...

Zwei junge Männer maßen sich mit dem Blick. Beide schön, aber doch wieder verschieden an Gestalt und Färbung. Herr v. Putbus licht und strahlend wie Apoll, wenn er an dem Kusse Aurorens entbrennt. Der andere etwas dunkel von Angesicht, wie leise beginnende Sommernacht, mit kastanienbraunem Haar und Aug, in welchem es sich jetzt dunkelgewitternd zusammenzog, als wollte es die Vereinigung zwischen dem Schönen und der Schönsten verhindern. Oder sind es zwei Leuen, die sich auf gedrangem Weg begegnen und um ein Drittes kämpfen wollen? Wer die beiden ansah — führte einer von ihnen Waffen? nein! sie sind einander gleich uud wir wissen nicht, ob wir von der wahrscheinlich größern Behendigkeit des einen, oder von der mehr gemessenen Kraft des andern eher den Sieg erwarten dürfen. Die beiden jungen Männer sprachen nicht, aber im Blicke lag es. Der Braune sah und sah, dann aber — um die zornige Miene spielte es wie Wehmuth — nickte er prüfend ganz leise mit dem Auge, als ob es hinter demselben in der gemilderten Seele spräche: es geschah, was geschehn mußte! er stand auf bekanntem Jagdgrund, den ich als Fremdling betrete.

„Mein Herr," sagte endlich Herr v. Putbus, „wollen Sie den Pfad allein behaupten, oder soll ich ihn ebenfalls beanspruchen, um nicht seitwärts durch die Dornen zu treten, die mir eben nicht einladend erscheinen."

„Der Weg steht Ihnen frei," sagte der Braune, „verfolgen Sie Ihr Ziel!"

Mit diesen Worten trat er ins Gebüsch, durch das er sich hindurchdrängte.

Seltsam, dachte Herr v. Putbus, indem er dem Manne nachsah, bis er seinem Blicke entschwunden. „Verfolgen Sie Ihr Ziel!" Ach, mein Ziel ist nicht mehr sie, sondern Lucian Montalto, den ich für meine Freundin Cornelie zu erreichen suche. —

Er schritt auf das Haus der Gräfin zu, von der er sich für heute verabschieden wollte.

Der Braune inzwischen blieb im Gebüsche stehen und sah nach der Höhe hin, auf welcher Cornelie und Herr v. Putbus gestanden. Dann sagte er: „o hätte ich niemals gesehen, was ich sah! So nahe dem Ziel, sehe ich mich zurückgeschleudert in die Ferne, aus der ich gekommen, und noch weiter hinaus. Wer kann die Weite meines Elendes ermessen? Wäre ich lieber damals gestorben, als es an meiner Brust ruhte, als ich den Druck einer Hand, den Schlag eines Herzens fühlte, als ich im Ohr ein Wort vernahm, das wie Balsam auf meine ermattende Seele fiel. Diese Bäume und Büsche, dies Bächlein und diese Anhöhe . . . Alles erinnert mich an jene einst so theure Stätte, an die innigste Nähe, die jetzt wie ein Rosenabhang von meinem erschütterten Herzen bricht. Fort denn von hier und keine Klage komme über meine Lippe!"

Der Mann machte ein paar Schritte, als wolle er sich in der That weit, weit entfernen. Dann aber blieb er wieder stehen, als ob ihn etwas hielte. Auf einer Ruhebank, die in der Nähe war, ließ er sich nieder, das Gesicht dem Hause der Gräfin zugewandt...

Und wieder bewegte es sich auf dem Pfade. Cornelie schritt daher, auf die Anhöhe zu, die sie soeben mit ihrem Vater und der Gräfin verlassen. Unterwegs ließ sie ihre Blicke spähend seitwärts und rückwärts durch die Zweige gleiten. Weiter ging sie. Auf der Anhöhe sah sie ein Büchlein auf dem Rasen liegen. Ich vergaß das, sagte sie, als ich gestern hier war und darin las. Meiner Tante gegenüber sei es mir ein Vorwand, sie steckte das Büchlein bei. Nirgens seh ich etwas, flüsterte sie, ich muß vom Wege ab, tiefer ins Gebüsch. Sie ging. Die Zweige webten sich, zitternd im Wind und blickverwirrend vor ihr her. Sie legte sie mit der Hand auseinander, um besser zu sehen, aber immer andere drängten sich vor. Noch tiefer dringt sie hinein. Sie bleibt stehen. Sie rührt am Zweige, der ein paar Blättlein vor ihr Auge hängt. Jetzt sieht sie. Die Bank sieht sie. Und einer sitzt darauf. Wer ist es? Soll sie näher treten? Immer dichter und dunkler werden die Zweige. Fast fürchtet sie sich. Aber sie muß. Leise geht sie dahin, leise rauscht ihre Gestalt durch die Zweige. Deutlicher jetzt stellt es sich ihrem Auge dar. Kastanienbraunes Haar!... Zwar es

sitzt auf der Bank, aber sie ermißt die Gestalt, wenn sie sich dieselbe erhoben denkt. O ein wenig her mit dem Angesicht, ein wenig nur, damit ich einen Schimmer vom Auge erhasche! Sie wendet sich mit dem Haupte etwas seitwärts. Ja, er ist es. Er muß es sein. Er soll es sein. Alle ihre Empfindungen drängen sich empor, auf die Lippe, sie ruft einen Namen! . . .

Der Mann auf der Bank schrak bei dem Rufe zusammen, wandte sich, sah, erhob sich, Cornelie stand vor ihm. Cornelie und Lucian!

Lucian! hatte Cornelie gerufen. Zum zweiten male wieder tönte der Name frei von den Lippen Corneliens, wie damals im einsamen Waldhaus, als Lucian, von ihren Armen gehalten, ihn zum ersten mal in süßer Nähe vernahm. Das Jetzt mit dem Damals vertauschend, beim Anblick ihrer schönen blühenden Gestalt, wollte es in ihm aufleuchten vor Freude, aber eine Wolke flog über den Schimmer dahin. Cornelie in der Hast ihres Herzens übersah es.

„O mein Freund,“ rief sie, „hätte mein Vater mich nicht vorbereitet . . . ich sehe Sie wieder!“ sie faßte seine Hand und drückte sie — ist es möglich? — an ihre Lippen. „Ich bin so froh, Lucian Montalto athmet, lebt, spricht, begrüßt mich.“

Freund Lucian, kannst du dem Andrange eines Wesens von so viel Anmuth und Herzlichkeit widerstehen?

Aber er sprach nicht. Getroffen zwar vom herzlichen Wort, bebte sein Auge zurück, als scheue es sich, mit geschärftem Blick wie ein Pfeil den schönen Gegenstand zu treffen und zu verwunden. Dann aber gesammelt drang es wieder hervor. Auge in Auge! Ach, sein Auge ermaß, forschte, prüfte jetzt! Hat sich Lucian Montalto in Ludwig v. Putbus verwandelt, der ebenfalls da hineinforschte, um zu sehn, ob Wesen und äußere Erscheinung sich in Uebereinstimmung befinde? Und der Zweifel überwog. Lucian trat ein wenig zurück. „Fräulein v. Lentulus" ... sagte er; ohne Zweifel sollte hinter dem Wort noch etwas folgen.

„So heiße ich," fiel ihm Cornelie lächelnd in die Rede „aber ist nicht noch ein anderer Name dabei?"

„Wolan denn, Fräulein Cornelie v. Lentulus!" sagte Lucian.

„Zwei Namen konnte ich rufen im Wald," versetzte Cornelie, aber einen wählte ich." — Sie wollte sagen: dem Namen Lucian, den sie soeben im Walde gerufen, entspreche der Name Cornelie. Was Herr v. Putbus damals aussprach... ach, wie konnte sie anhören, was sie allein von Lucian Montalto gesprochen wünschte!

Aber wiederum begann Lucian mit den nämlichen Worten.

„O mein Freund," unterbrach ihn Cornelie, „hat die Länge der Zeit und die Entfernung Befremdliches

geschaffen? O dann zurück in jenes einsame Waldhaus, wo ich von der erbleichenden Lippe des Freundes vernahm" ...

„Ja, ein Freund" erwiderte Lucian. „Cornelie v. Lentulus soll niemals zweifeln, daß der Freund Lucian Montalto an dem Glücke der Freundin herzlichen Antheil nimmt."

„An welchem Glück?" fragte verwundert Cornelie.

„Auf jener Höhe" — Lucian zeigte zu ihr hinauf — „begegnete es sich in zwei befreundeten Gestalten."

„Ja, dort sah ich zum ersten mal den geliebten Vater wieder."

„Und Fräulein Cornelie v. Lentulus küßte die Stirn ihres geliebten Vaters."

„Gewiß, ich küßte, aber küßte ich den Vater auf die Stirn?

„O sehr wunderbar, Herr v. Lentulus hatte sich verjüngt, sein Haar war plötzlich blond geworden."

„Blond?" wiederholte Cornelie.

„Ich erlebte das Wunder von jener Buche aus."

„Ha," rief Cornelie, „das war es! ... das Geräusch, das wir vernahmen!

„O ich sehe, meine Freundin erinnert sich."

„Ja, ich erinnere mich, versetzte Cornelie. Ja, ich küßte auf die Stirn."

„Und nicht Herrn v. Lentulus?"

„Der Herr v. Putbus war es", sagte Cornelie.

„Ha, so heißt er," rief Lucian „der, dem ich auf dem Wege begegnete! Blondes Haar, blaue Augen, hoher Wuchs! Ein schöner und gewiß auch vortrefflicher junger Mann dieser Herr v. Putbus! Dem Freunde von Cornelie v. Lentulus wird auch Lucian Montalto befreundet sein müssen."

„Sie können, Sie müssen es," sagte Cornelie. „Hören Sie mich an, Lucian Montalto!"

Und Cornelie erzählte vom Anbeginn ihrer ersten Begegnung mit dem deutschen Freiherrn Ludwig v. Putbus . . . „Ach, ich hatte doch ein Herz, sagte sie im Verlauf ihrer Erzählung, dem ich mein Innigstes anvertrauen durfte! Dort auf der kleinen Anhöhe standen wir. Es war mir schmerzlich, nicht den Namen Cornelie von den Lippen des Herrn v. Putbus annehmen zu können. Aber gestatten werde ich ihm fortan diesen Namen, ihm, dem Freunde, der mir versprach, daß er selber nach Frankreich, woher er gekommen, zurückwolle, um sich für Cornelie nach einem gewissen Lucian Montalto zu erkundigen, dessentwegen ich vergeblich an den Pächter von Lentulus-Haus schrieb."

„Ich war bei dem Pächter, sagte Lucian und hörte, daß Cornelie v. Lentulus bei ihrer Tante in Worms sei."

„Lucian Montalto that das!" sagte befriedigt Cornelie, indem sie leise mit dem Haupte nickte.

„doch, mein Herr, welche Meinung haben Sie jetzt über Herrn v. Putbus?“

„Ich mache es wieder gut!“ erwiderte Lucian

„Und ist nun Lucian Montalto wieder der, der er sein muß?“

„Wenn er den Namen hört, welcher dem Namen Cornelie entspricht!“

„Sprechen Sie ihn aus, damit ich weiß, welcher Name dazu paßt!“

„Cornelie!“ rief Lucian, indem er ihre Hand faßte, die er an sein Herz preßte.

„Lucian!“ rief Cornelie, indem sie ihre linke Hand auf die Schulter Lucian's legte.

Was konnten in dieser reizenden Nähe, fast Stirn an Stirn, die Lippen anders thun, als daß sie sich berührten und küßten!

„Dein Vater weiß,“ sagte nach einer Pause Lucian.

„Hat mein Freund,“ erwiderte Cornelie schalkhaft, „sein Geheimniß an einen andern verrathen? Seien Sie überzeugt, mein Herr, daß auch ich es thuen werde.“

„Meine Freundin verrieth bereits ihr Geheimniß an den Herrn v. Putbus.“

„Ach, ich möchte es in alle Welt hinausrufen! aber . . . kennt Lucian Montalto die Reichsgräfin v. Veldenz?“

„Ich kenne sie,“ sagte Lucian.

„Und durch wen?“

„Durch Deinen Vater.“

„Dann weißt Du genug. Aber laß uns gehen, meine Tante könnte vermuthen ... sie weiß durch meinen Vater, daß Lucian Montalto ging, um Cornelie zu suchen, aber Cornelie selber mußte hinaus, um den Flüchtling hier im Verborgensten zu entdecken.“

Dies sagend, faßte sie mit ihrer kleinen, festen Hand die Hand Lucian's. Sie traten hervor aus dem dunklen Gebüsch. So treten zwei lichte Sterne aus dem sich zertheilenden Gewölk. Hand in Hand gingen sie trotz der vorspringenden Ranken, die sie auseinander zu halten versuchten. An einer Lichtung stand sie jetzt.

„Der Scheideweg ist hier,“ sagte Cornelie. „Ich gehe zur Linken und mein Freund zur Rechten. Er wird etwas länger wandern müssen, eh' er zum Hause meiner Tante gelangt.“

„Ich werde kommen,“ sagte Lucian, „um mich für heute von Euch und der Reichsgräfin v. Veldenz zu verabschieden.“

„Das wird ein förmlicher Abschied werden!“ erwiderte Cornelie. „Sei er blos das Siegel auf das Brieflein, das noch offen vor uns liegt!“

„Durch Dein Auge les' ich darin“, sagte Lucian, indem er Cornelie innig ansah.

„Und ich in dem Deinen, erwiderte Cornelie ... „ach, es ist doch nur ein Inhalt!“

„Ja, unter einem Siegel und Verschluß!“ sagte Lucian, indem er seinen Arm auf Corneliens Arm legte . . .

„Ach, aus wie viel Momenten bestehen die Stunden bis zu morgen!“ rief Cornelie.

„Unzählige süße Augenblicke des Angedenkens an meine Freundin!“

„Leben Sie denn wol, mein Herr! ach, lebe wol! Wenn Lucian Montalto bald darnach kommt, um sich von der Reichsgräfin v. Veldenz zu verabschieden, dann macht Ihnen, verstehen Sie, mein Herr, Cornelie von Lentulus eine ungeheuer kalte Verbeugung.“ Sie verbeugte sich lächelnd. Dann schritt sie dahin auf das Haus zu: die rasche, jugendliche, schöne! Seitwärts ein wenig sah sie. Lucian stand und sah ihr nach Sie nickte leise mit dem Haupt. Hinter einer Rosenhecke verschwand sie . . .

Neuntes Kapitel.

Herr v. Lentulus erzählt seine Erlebnisse in Paris.

„Wisse, meine Tochter," sagte andern Tages Herr v. Lentulus zu Cornelien, der er über seine Schicksale erzählte: „Lucian Montalto begab sich nach Lentulus-Haus, um von Dir ein Schreiben zu erhalten: daß ich ihm, der mich befreien wolle, unbedingtes Vertrauen schenken möge. Als er Dich nicht fand — ach, wie lange suchte er bis in den folgenden Tag hinein, aber er fand Dich nicht! — eilte er nach Paris zurück, indem er von Deiner, wie er vermuthete, gewaltsamen Entführung auf andere Bubenstücke zurückschloß, mit dem Vorsatze, zu mir zu gelangen, nachdem er die Vorbereitungen dazu getroffen.

Am Abend des nämlichen Tages trat Hardy in mein Gefängniß, um mir zu sagen, daß er als mein Befreier erscheinen werde. O daß ich dem Schändlichen glaubte, der in dem Augenblicke, wo

er mir die süßesten Worte sprach, auf höllische Mittel sann, Dich in seine Gewalt zu bringen. Seine trügerische Rede hatte aufs neue den schon erstorbenen Reiz des Lebens in mir hervorgerufen, und ich malte mir Dein und Deiner guten Mutter Wiedersehn mit den süßesten Farben. O verzeihe, liebe Cornelie, daß ich, der ich zu voreilig auf einen Menschen baute, welcher sich als gänzlich verderbt erwies, ihm jenes Schreiben an Dich mitgab, worin ich ihn Deinem Wolwollen, Deiner Zuneigung, ja, Deiner Liebe empfahl! . . .

Eine halbe Stunde war kaum verflossen, nachdem mich Hardy verlassen, als ich Schritte auf dem Gange vernahm. Vor der Thür meines Gefängnisses hört' ich es reden: „Also wirklich, Herr Pfarer, Sie kommen im Namen Danton's und des Herzogs von Orleans?"

„Im Namen Danton's und des Herzogs von Orleans!" erwiderte es, „Sie haben meine Parole gehört."

Der Mann — es war der Schließer — mochte wol verwundert darüber sein, daß vom Herzog v. Orleans — ein Pfarrer an den Herrn v. Lentulus abgesandt worden sei.

„Sie werden, hob es von neuem an, drei Männern, die nach mir kommen und Einlaß begehren, die Pforte öffnen. Mein geistlicher Zuspruch ist dann

beendet. Die Männer werden draußen im Vorhof thun, was ihres Amtes ist."

„Mein Stündlein!" flüsterte ich darinnen.

Der Schließer öffnete, that einen flüchtigen Blick ins Zimmer und ging über den Gang wieder zurück. Herein trat ein Mann im geistlichen Gewande. Pst! flüsterte er, indem er sich näherte. Genauer sah ich hin, und wie groß war mein Erstaunen, als ich Lu.ian Montalto vor mir stehen sah.

„Sie erstaunen, Herr v. Lentulus, sagte er mit leiser Stimme. Lassen Sie mich kurz sein, nur wenige Augenblicke stehen uns zu Gebot. Vertrauen Sie mir, ich flehe Sie an, Cornelie v. Lentulus will, daß Sie mir vertrauen, ich komme, um Sie zu befreien."

In welchen Zwiespalt gerieth ich, liebe Cornelie: durch Lucian Montalto, dem ich nicht vertraute, sollte ich Hardy verdrängen lassen, dem ich vertraute!

„Mein Herr" erwiderte ich, „sind Sie vielleicht mit einem Herrn Hardy verbündet? er war vor einer halben Stunde hier, um mir zu sagen, daß er zu meiner Rettung wiedererscheinen würde."

„Hardy war hier?" sagte Lucian mit leiser Stimme, in der sich gleichwol große Erregung kundgab. „Dann ging dieser Hardy, um Herrn v. Lentulus sein Liebstes, seine Tochter Cornelie, zu rauben

und dadurch ihn und andere höchst unglücklich zu machen."

„Das Schreiben," erwiderte ich, das ich ihm an Cornelie mitgab, worin ich meinen Erretter der Liebe meiner Tochter empfehle, würde Ihnen den Beweis geben, daß ich ganz anderer Meinung bin."

„O so ist es zu spät!" murmelte Lucian. „Wenn der Morgen anbricht . . . ha fort! ... aber wo? . . . wo ist Fräulein v. Lentulus?" fragte er mich hastig. Ich hatte keinen Grund, ihm den Ort zu verschweigen, den mir Hardy angegeben. Wie wunderbar war das nun, liebe Cornelie: durch mich verrieth sich Hardy an seinen Rächer!

„Fort denn!" sagte Lucian halblaut für sich selber, „ich trete dazwischen!" . . . „aber," fuhr er dann fort, indem er mich ansah, „der Tochter versprach ich den Vater . . . Wissen Sie, Herr v. Lentulus, daß auf heute Morgen Ihre Hinrichtung festgesetzt ist? Hardy log, was er Ihnen von Rettung versprach. Ich aber kam, um Sie aus diesem Gefängniß zu befreien. Noch einmal beschwör' ich Sie, mir zu vertrauen! Es werden Männer erscheinen, um Sie angeblich zum Tode zu führen. Sträuben Sie Sich nicht. Halten Sie dieselben nicht für solche, die sich eingeschlichen, um Sie der Rettung zu entziehn, die Sie von Hardy, dem Herzog v. Orleans und seiner Partei erwarten."

O liebe Cornelie, fuhr Herr v. Lentulus fort, nun zweifelte und glaubte ich! Zwischen Hardy und Lucian Montalto mußte ich wählen, und Gott sei gedankt! ich entschied mich für letztern. Ich will es Dir auch gestehen, daß ich mich zu Lucian Montalto, obwol ich ihn für einen Anhänger des Herzogs v. Orleans hielt, von vornherein — ich wollte Dir das nur nicht sagen — mehr hingezogen fühlte, als zu diesem Hardy, gegen den ich, trotz seiner, wie sich später erwies, erheuchelten guten Gesinnung für das königliche Haus, doch innerlich eine große Abneigung empfand.

Wolan, sagte ich zu Lucian Montalto, ich unterwerfe mich Ihren Anordnungen.

Es entstand eine Pause, in welcher Lucian, das Haupt geneigt, mehre male hinauslauschte, was ich denn, jetzt mit ihm verbündet, ebenfalls that.

Eine Viertelstunde verstrich wol so, welche Lucian dazu anwandte, um mir die Art und Weise meines nächsten Verhaltens anzuzeigen.

Und jetzt . . . fern auf dem Gange ließen sich Schritte vernehmen. Näher kam es heran. Vor der Thür des Gefängnisses hielt es. Die Thür wird geöffnet. Drei Männer und der Schließer stehen da. „Das himmlische Amt ist verrichtet, das weltliche beginnt,“ sagt Lucian, indem er auf mich wies. Der Schließer hielt aber doch sein Licht etwas vor, er sieht die Gesichter an . . . erschienen sie ihm verdäch=

tig? . . . stieg doch ein Zweifel in ihm auf? . . . Ehrwürdiger Herr, sagte er zu dem angeblichen Pfarrer, einen Augenblick!" er machte einen Schritt zurück, als wolle er sich entfernen. „Hier ist kein Augenblick zu verlieren!" sagt einer der drei Männer. Der Schließer beugte sich ein wenig nach dem Sprecher vor, aber rasch wie der Blitz fühlte er dessen Hand an der Kehle, der zweite Mann knebelt ihm den Mund, der dritte bindet ihm Hände und Füße, Lucian nimmt ihm das Schlüsselbund ab. „Ruhe, bis zum Tagesanbruche, wo man dich wecken wird." ruft er ihm ins Ohr, „die Stricke zeugen für Dich." — Jetzt leise und rasch über den Gang bis zur Pforte. Lucian schließt auf. Draußen ist Nacht, aber bei unumwölktem Himmel flimmern die Sterne auf die Brücke dahin, man hätte uns vielleicht sehen können, es hätte auch wol gehallt vom auftretenden Schritt. Also drunter hindurch durch eine Lücke von verschobenen Brettern! Leise über den schlüpfrigen Grund unter der Brücke schreiten wir dahin. „Steht Wache davor?" fragte Lucian. „Ja!" Ab wirft er sein geistlich Gewand, gewaffnet steht er da — Am Ende der Brücke beim Aufsteigen ruft es: „Halt!" „Dieselben!" antwortet einer der drei Männer. Die drei treten vor und hinterdrein ein vierter. „Ganz recht!" sagt der Wächter, „das ist der Lentulus. Aber ein fünfter kommt da noch!" — Lucian war es, den er nicht erkannte,

weil dieser sein geistliches Gewand abgelegt — „Was?“ ruft er. „Und zum Teufel, warum da unter der Brücke her? Und im Vorhof sollte es geschehen. Da werden die Geschichten abgemacht. Halt! sag' ich.“ Aber rasch stürzen sich die Männer über ihn her, man knebelt und bindet ihn — Jetzt in die Stadt hinein, durch mehre noch öde Straßen hindurch. Vor einem unansehnlichen Hause machen wir halt, Lucian und ich, die andern Männer hatten uns inzwischen verlassen. Ein armer Handwerker, auf unsern Besuch vorbereitet, empfängt uns und verbirgt mich in einem Schlupfwinkel seines Hauses. „Leben Sie wol!“ sagt Lucian zu mir, „ich muß gleich fort zu dem einsamen Waldhaus, das Sie mir bezeichneten, Fräulein v. Lentulus ist in der größten Gefahr. Verlassen Sie, ich beschwöre Sie, dies Haus nicht, eilen Sie nicht etwa zu Frau v. Lentulus, Sie wissen, Sie ist todtkrank, Sie stürzen Sich selber in den Tod, indem Sie sie vom Tode zu retten suchen.“ Ich versprach ihm, was er verlangte. —

Aber wie sehr ich seiner Rückkehr entgegensah, sie erfolgte nicht.

Mit unzähligen Gefahren hatte ich inzwischen zu kämpfen, um nicht entdeckt zu werden. Mein treuer Wirth warnte, schützte, hegte mich. Durch ihn erfuhr ich auch den Tod Deiner Mutter. —

Endlich, nachdem ich so lange Zeit vergeblich

auf Lucian geharrt, erschien er in meinem Asyl. Die gefährliche Wunde, die ihm Hardy beigebracht, hatte ihn zurückgehalten und der ihn gepflegt — St. Alban heißt er — der Dich von Lentulus-Haus entführte und dorthin wieder zurückgeleitete. Hardy's Schändlichkeit wurde mir jetzt in ihrem ganzen Umfange klar. Wie ich, lebte auch Lucian verborgen in einem Versteck, das ihn St. Alban verschafft. Doch hatten wir Gelegenheit, uns zuweilen zu sprechen und wie viel haben wir da miteinander gesprochen! . . .

Unterdeß gestalteten sich die Verhältnisse immer drohender. Die edelsten Männer und Jünglinge starben unter der Guillotine dahin. Ja, liebe Cornelie, ich sage die edelsten, denn ich gestehe es, durch Lucian hatte ich mein früher schroffes Urtheil mildern lassen. Was konnte er, der Geächtete, der dem Tode Verfallene, sich fortan von seinem Thun für Erfolge versprechen? Wir faßten den Entschluß zu entfliehen, und nach Worms wollten wir, wo Du bei Deiner Tante verweiltest, wie Lucian von dem Pächter von Lentulus-Haus erfuhr, an den Du geschrieben. In verstellter Kleidung verließen wir drei Paris, denn auch St. Alban, der unser Vorhaben kannte, hatte sich nebst seiner Tochter uns angeschlossen: in unserer Mitte gedachte er seine noch übrigen Lebenstage zuzubringen. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen. Bei einem

kleinen Gefecht, das wir, von Feinden angegriffen, siegreich bestanden, wurde er tödtlich verwundet. In unsern Armen entschlief er, nachdem er mir noch Grüße und diese Blätter an Dich übertragen. Die letzte traurige Pflicht der Bestattung konnten wir ihm nicht erweisen, denn die Gegend drohte uns Gefahr und rasch mußten wir seitwärts vom Wege in einen Wald hinein. Erlaß mir die Einzelheiten dieser gefahrvollen Reise, gelegentlich komme ich darauf zurück, aber glücklich, wie Du siehst, entkamen wir über die Grenze und erreichten endlich gestern unser Ziel. So habe ich Dich denn wieder, geliebtes Kind! Wie schmerzlich mußte es für mich sein, Dich fortwährend in dem Wahne meines Todes und des Todes Deines Erretters und Freundes Lucian Montalto's zu wissen!"

Herr v. Lentulus schwieg hier, indem er bei dem Namen Lucian Montalto Cornelie freundlich ansah, welche die Hand ihres Vaters ergriff und zärtlich küßte. Sie war seiner Erzählung mit lebhafter Theilnahme gefolgt, und mehr wie einmal färbte sich ihre Wange mit zartem Roth, wenn er Lucian's erwähnte.

„So war denn er es," sagte Cornelie, „dem ich das Leben meines Vaters verdanke!"

„Und er war es," erwiderte Herr v. Lentulus, „der mir die Tochter errettete!"

„Ich weiß," fuhr Herr v. Lentulus nach einer

Pause fort, „was Lucian für mich und Dich fühlt.“

Cornelie erröthete.

„Was sagst Du liebes Kind?“

Cornelie neigte ihr Antlitz auf die Hand ihres Vaters herab.

„Liebe Cornelie,“ sagte Herr v. Lentulus, „ich segne Euch!“...

Zehntes Kapitel.

St. Alban schreibt an Cornelie.

Ich weiß nicht, wie Sie diese Zeilen aufnehmen werden, mein Fräulein, jedoch kann ich mir nicht versagen, für Sie die Geschichte meines Lebens aufzuzeichnen. Schon damals, als ich Sie zum ersten mal sah, war ich nahe daran, mich Ihnen ohne Rückhalt anzuvertrauen, aber Furcht und Verblendung rissen mich zu einem Schritte hin, den ich später so bitter bereute. Zwar bot ich alles auf, mein Unrecht gegen Sie wieder gut zu machen, aber steht es bei dem Menschen, das einmal Begangene in Ungeschehenes zu verwandeln? Ist es mir möglich, die Eindrücke zu verwischen, die sich an jenen düstern Tagen im einsamen Waldhaus Ihrem schönen Herzen einprägten? Nein, ich fühle es, wie ich später auch handeln mochte, Sie können nie vergessen, daß ich der böse Geist war, der Sie unter

dem Scheine der Redlichkeit in des Verhaßten Gewalt lockte. Aber Mitleid, inniges Bedauern dürfen Sie dem Unglücklichen nicht verweigern, und auf dies allein mache ich Anspruch, wenn ich Ihnen die Reihenfolge meiner Irrthümer aufdecke.

Mein Vater bekleidete ein angesehenes Amt zu Orleans. Er verlor seine Gattin schon ein paar Jahre nach seiner Vermählung und lebte mit mir, seinem einzigen Sohne, indem er seine Zeit auf Berufspflichten und Vergnügungen vertheilte, wozu ihm eine Stadt wie Orleans Gelegenheit genug bot. Für mein körperliches Gedeihen sorgte eine Bonne, und als ich etwas herangewachsen war, glaubte mein Vater seinen Pflichten vollkommen Genüge geleistet zu haben, wenn er mir Lehrer in allen möglichen Zweigen der Wissenschaften zuwies. Ach, diese Lehrer schütteten ihren Wissenskram in meine offene Seele hinein, statt aus tief in ihr gewecktem und gehegtem Keime das Pflänzlein zu einem äste- und früchtereichen Baume sich erweitern und erhöhen zu lassen. Es war ihnen bequemer ein- als auszubilden. Ersteres schafft charakterlose Notizensammler und Vielwisser; Letzteres Männer, die auf eigenem Grund und Boden stehen. Ob sich da was aus mir auferbaue, ob mein Wesen sich in Willenskraft zusammenfasse, kam wenig in Betracht. Ach, hätte ich jemand gehabt, der mit sorgsamer Hand die Keime gezogen und entwickelt hätte, die in meinem

Innern schlummerten: ich würde nie die Tugend verlassen haben, für die ich mich so oft begeistert fühlte! —

Ich hatte mein achtzehntes Jahr erreicht, als mein Vater es für gut fand, mich auf die Universität nach Paris zu schicken. Wol hatte ich in Orleans manche Jugendbekanntschaft geknüpft, doch wurde es mir bei meinem flüchtigen Charakter nicht schwer, dieselbe zu zerreißen. Der Abschied vom väterlichen Hause erschütterte mich nicht sehr. Ohne Rath, ohne Führer trat ich nun in das ungebundene Leben ein, an keinem Herzen mit innigen Banden hangend, von niemand vor den Schlingen der Verführung gewarnt. Ich widmete mich zwar anfangs mit Ernst den Studien, und es machte mir Freude, meine Kenntnisse vermehrt zu sehen, aber die Natur hatte mich mit einem für alle Leidenschaften zugänglichem Gemüthe begabt, und meine Erziehung war nicht geeignet gewesen, jene zu dämpfen; unter den Verlockungen einer schimmerreichen, genußsüchtigen Hauptstadt brachen sie mit doppelter Stärke hervor, und es währte nicht lange, so vertauschte ich das trockene Studium mit dem regellosen Treiben lebenslustiger pariser Jünglinge, die meine Unerfahrenheit misbrauchten und mich zur Beute verwerflicher Anschläge machten: ich wurde der Genosse ihrer Abendunterhaltungen, die man gewöhnlich mit hohem Kartenspiel ausfüllte. Wol sträubte

sich anfangs meine gute Natur dagegen, aber zu bald gab ich ihren Einladungen Gehör. Immer mehr Reiz für mich gewann dieser Zeitvertreib und steigerte sich endlich bis zur rasenden Spielwuth. Jede ernste Beschäftigung ekelte mich an, und immer mehr verwickelte ich mich in die Netze meiner Verführer.

Drei Jahre lebte ich so im Taumel der Selbstvergessenheit, da lernte ich ein Mädchen kennen, hold und gut, wie Sie, mein Fräulein. Zum erstenmal erwachten wieder Empfindungen, die so lange Zeit in mir geschlummert hatten. Gewissensbisse über die vergeudete Zeit meiner Jugend begleiteten mich Tag und Nacht. Das Bild des reizenden Mädchens in der Glorie der Tugend schwebte vor meiner Phantasie. Nach ihrem Besitze wollte ich ringen. Aber durfte ich es wagen, die schuldbefleckte Hand nach der reinen auszustrecken? Ach, ich war ihrer Liebe unwerth, und doch begriff ich, nur sie konnte mich aus der Versunkenheit zu einem bessern Leben erretten. Trotz der Lockungen meiner leichtsinnigen Freunde, trotz ihres Spottes über meine plötzliche Bußfertigkeit entzog ich mich von nun an ihren wilden Gelagen. Ich hatte die Kraft, mich nützlicher Thätigkeit wieder zuzuwenden und meinen lodernden Begierden die Zügel strenger Enthaltsamkeit anzulegen. Und mein sittliches Emporraffen wurde belohnt. Allmählich befreite ich mich von den Schlacken, die meinem Wesen anhafteten. Geläutert,

meinte ich, daß ich der Reinen mich nahen dürfe. Aber noch immer wagt' ich es nicht, den Wunsch meines Herzens in Worte zu kleiden, bis in einer schönen Stunde, wo ich es nicht mehr über mein Herz vermochte, auch Sophie mir ihre Liebe gestand... sie wurde mein Weib. Ich besaß hinlängliche Mittel, um uns vor Mangel zu schützen: mein Vater, der nicht lange vordem gestorben, hatte mir ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen, und da ich Thatenlosigkeit scheute, weil ich aus Erfahrung wußte, daß sie die Ursache der gröbsten Vergehungen werden kann, so bewarb ich mich um eine Stelle, die, wenn sie auch keine bedeutenden Kenntnisse erforderte, mich doch in einen thätigen Wirkungskreis versetzte. Ich erhielt sie, und nun begann die glücklichste Zeit meines Lebens. Sophiens nähere Bekanntschaft rechtfertigte die Bewunderung, die ich ihren Eigenschaften gezollt. Mit sanfter Allgewalt führte mich ihre Hand auf dem neubetretenen Pfade der Tugend. O wäre ich immer ihrer freundlichen Stimme gefolgt, nie würden die Qualen der Verzweiflung mich gefoltert haben! Ich ward der Vater eines holden Töchterchens, in welchem ich das Bild Sophiens wiedererkannte. Den Tag über nahmen mich die Geschäfte meines Berufes in Anspruch, gegen Abend kehrte ich in den engen Kreis meiner Familie zurück. Sophie empfing mich dann mit inniger Zärtlichkeit, und mein kleines blühendes

Töchterchen hüpfte mir mit ausgelassener Fröhlichkeit entgegen. Ach, es ist so süß für mich, in diese unaussprechlich selige Zeit zurückzublicken, wo ich mit dem ruhigen Bewußtsein, meine Pflicht gethan zu haben, mich von den Mühen des Tages in der Nähe des Wesens erquickte, das ich so sehr liebte. Erst wenn das Paradies für immer verschwunden ist, erkennen wir, wie unendlich schön es war!

Mehre Jahre hatte ich in diesen beglückenden Verhältnissen gelebt, als eine entfernte Freundin meiner Gattin diese an ihr Sterbelager beschied, um ihren letzten Seufzer an ihrem Busen auszuhauchen; sie flehte so rührend um diese Gunst, sie sehnte sich so innig, auch meine Tochter vor ihrem Ende einmal zu erblicken, daß Sophie es für grausam hielt, diesem Wunsche nicht Folge zu geben. Sie entschloß sich daher, so ungewohnt und schmerzlich ihr die Trennung von mir auch war, mich auf einige Zeit zu verlassen, und unter häufigen Thränen und dem Versprechen, sobald als möglich zurückzukehren, trat sie die Reise an.

Die ersten Tage der Trennung vergingen mir in leidlicher Stimmung, aber wenn nun die Abende kamen und kein freundliches Wort meines Weibes mir entgegentönte, keine Liebkosungen meiner Tochter Charlotte mich erfreuten, da schien mir das Haus öde und ausgestorben und ich versank in Grübeleien Da traten dann wol meine Bekannten zu mir heran

und sagten: „ei, mein Herr, so zerstreuen Sie Sich doch!“ und leider folgte ich ihrer, wie es mir schien, wolmeinenden Absicht. Sie kannten mich von früher her und sie wußten, daß mein erreglicher und, wie sie dachten, aus dem Zwange der Häuslichkeit befreiter Geist zur Förderung ihrer geselligen Zwecke und anderweitigen Pläne wie geschaffen sei. Bei dieser Gelegenheit machte ich auch die Bekanntschaft Hardy's, der sich durch sein vorsichtiges Betragen allgemein den Ruf eines planvollen und tiefsinnigen Denkers erworben hatte. Worüber er im geheimen brütete und welche verderblichen Begierden er unter seinem gleißnerischen Aeußern verbarg, ahnte ich damals noch nicht. Er näherte sich mir unter der Maske herzlicher Anhänglichkeit; meine Persönlichkeit, sagte er, hätte ihn, da er oft über mich sprechen gehört, bereits unbekannterweise angezogen. Ohne Bedenken ließ ich mir seine Annäherung gefallen. Er besuchte mich und ich wieder ihn. Es fanden häufig Einladungen statt. Die Herrn, die ich bei ihm vorfand, theils bekannte, theils unbekannte, sprachen in anregender Weise über alles, was damals die Gemüther in Frankreich bewegte: über den König, das Veto, die Verfassung, den Herzog v. Orleans, den man als Vorbild und staatlichen Schlußstein hinstellte und mit einem Kreis Auserwählter umgab, in welchen endlich über den dunklen Unterlagen des Vokes der Genuß und das Behagen, die unverkümmerte Frei-

heit des Lebens zur Geltung gelangen müsse. Ausgesuchte Speisen und Weine, die auf diese Gespräche folgten, gaben den Beweis, daß man sich nicht auf theoretische Vorstellungen beschränken wolle. Und damit auch der Reiz des Zufalls und der Ueberraschung, über die gewöhnlichen und faßbaren Ordnungen des Lebens, selbst über eine doch immer noch systematisch geordnete Mahlzeit hinaus, den Genuß steigern möge, so wurde gespielt. Ja, es wurde gespielt! Was sollte ich beginnen? mich entfernen? mich in einen Winkel des Zimmers stellen? wie ein Philosoph oder Eremit? man hätte mich ausgelacht! Anderseits glaubte ich mich gegenwärtig gegen jeden leidenschaftlichen Eindruck stark genug und namentlich gegen jene frühere übermäßige Spielwuth, die ich so tief verabscheute, völlig gesichert. Auf ein Weniges, dachte ich, dürfte ich es schon ankommen lassen. Und so spielte ich . . . spielte ich! Ach, diese Worte, die sich unzählige male wiederholen lassen, sind die einzelnen Glieder einer Kette, womit mich wieder die alte Leidenschaft, mein alter Zwingherr fesselte. Hardy sah aus meinem Wesen ein Etwas, was darin vollständig untergegangen zu sein schien, hervortauchen, voran er einen Mann zu fassen und zu handhaben hoffen durfte, der ihm, nach seiner leiblichen und geistigen Verfassung zu urtheilen, für seine Absichten bedeutsam erschien.

So waren denn alle meine Grundsätze dahin

und ich der vorige alte Mensch wieder, den ich glaubte vollständig ausgezogen zu haben.

Meine Gattin und Tochter kehrten zwar nach einem Monat zurück, doch schon ihr Wiedersehen erregte eine Unruhe in mir, die ich vergebens zu unterdrücken versuchte. Sophie schien das nicht zu bemerken, und nur wenn ich, wie ich sonst nicht gethan, in anderer Gesellschaft, als der ihrigen zubrachte, sah sie mir oft erstaunt, doch nicht argwöhnisch nach. Erst als es zu spät war, als ich mich in Hardy's Garn so fest verstrickt hatte, daß ich mich nicht mehr loszuwinden vermochte, erst da entdeckte sie meinen Rückfall in die frühere Verirrung. Doch kein Vorwurf kam über ihre Lippen, sie verschloß allen Gram in ihr gequältes Herz, ich sah sie immer mehr erbleichen, ihre sonst so blühende Gestalt schwand in Kummer dahin. Das erfüllte mich mit unbeschreiblichem Weh, ich schwor, meine Leidenschaft aufzugeben, die mich selber so elend machte, aber vergebens. Tagelang hielt ich meinen Vorsatz, um dann von neuem und im verstärkten Maße dem verderblichen Zuge meines Herzens zu folgen. —

Mein Spiel war jetzt nicht glücklich, ich verlor bedeutende Summen. Dieser Verlust regte mich auf, denn er mahnte mich mit fürchterlichem Vorwurf, daß ich das Eigenthum meines Kindes verspiele. Der Versuch, rasch wieder zu gewinnen, was ich so rasch verloren, stürzte mich in noch größere Verluste und in eine noch größere Verzweiflung. —

Ist denn noch eine Rückkehr möglich? Dies rufend und meine Lage erwägend, saß ich eines Abends, in Gedanken versunken, auf meinem Zimmer, als Hardy hereintrat. Er lud mich ein, ihm zu folgen; ich weigerte mich kalt. Jetzt erst bemerkte er meine verstörte Miene. Er nahte sich anscheinend mit vieler Theilnahme und fragte nach der Ursache meines Unmuths. Ich gestand ihm meine fürchterliche Lage: ich hatte jetzt mein ganzes Vermögen auf eine erbärmliche Weise verschleudert und diesen Morgen ein Decret erhalten, worin man wegen Vernachlässigung von Dienstgeschäften mich meines bisherigen Amtes entsetzte. So war ich denn der Möglichkeit beraubt, die Meinigen auf anständige Weise zu ernähern; durch meine Schuld hatte ich sie in die Qualen eines sichern Mangels gestürzt. Ich verhüllte mein Gesicht und überließ mich der Folter heftigster Gewissensbisse.

„Und das kann sie bis zu diesem unnatürlichen Grade entmuthigen?“ fragte Hardy, dicht vor mich hintretend. „Haben Sie denn vergessen, daß Sie in mir einen Freund besitzen, der auch das Letzte mit Ihnen zu theilen bereit sein würde? Gebieten Sie ohne Umstände über meine Börse und versorgen Sie Ihre Familie mit dem Nothwendigen, ohne ihr eine Lage zu entdecken, die sie nur betrüben könnte. Vor allen Dingen verscheuchen Sie diese verzweiflungsvolle Stimmung, die Sie zu jedem kräftigen Ent-

schlusse unfähig macht. Kommen Sie! Bieten Sie der launenhaften Fortuna noch einmal die Hand! Gewiß lächelt sie Ihnen freundlicher, wenn Sie ihr mit meinem Gelde näher rücken. Bisher spielten Sie zum Zeitvertreib. Jetzt, wo die Noth Sie drängt, fordern Sie das Schicksal in die Schranken!"

Mit diesen Worten legte er eine volle Börse hin.

„Ich weiß," fuhr er fort, „Sie wollen nichts geschenkt haben. Betrachten Sie das Geld als ein Darlehn, das Sie mir zurückerstatten, sobald es Ihre Verhältnisse erlauben."

Ach, ich war schwach genug, das Geld zu nehmen, auf das ich ihm einen Schein ausstellte.

Diesmal jedoch schien Hardy's Prophezeihung sich bestätigen zu wollen: ich gewann mit seinem Gelde eine bedeutende Summe. Mit erleichtertem Herzen kehrte ich in meine Wohnung zurück, bezahlte einen Theil der bereits gemachten Schulden und überreichte Sophien eine schwere Rolle Goldes, um damit die schon längst nothwendigen Hausbedürfnisse zu bestreiten. Doch ein unwillkürlicher Schauder überlief sie. Angstvoll forschend ruhte ihr Auge auf meinem verstörten Außern . . .

„Eduard," sagte sie schwer seufzend, „schon seit langer Zeit schien Dir das Geld zu mangeln, und nur mit Mühe gelang es mir, das Nöthige von Dir zu erhalten. Wie kommt es, daß Du jetzt plötzlich

so freigebig bist? Aus welcher Quelle fließen diese Mittel?“

Ich suchte ihren Argwohn zu beschwichtigen, aber umsonst. Das Geld brannte ihr wie Feuer in der Hand. Sie bat mich, es zurückzunehmen. Sie bekannte mir, daß sie wisse, auf welche Weise ich meine Zeit zubringe. Sie beschwor mich in der heftigsten Bewegung, meine Leidenschaft aufzugeben und zu ihr und meiner Tochter zurückzukehren. Sie malte mir die Zukunft mit den lieblichsten Farben, wenn ich wie früher, treu meinen Pflichten, an ihrer Seite von den Geschäften meines Amtes ausruhen und wieder ganz der Tugend hingegeben mein. schönstes Glück, meine süßeste Befriedigung im eigenen Hause suchen und finden würde. Mit Thränen der schmerzlichsten Empfindung war sie mit diesen Worten vor mir hingesunken und umklammerte meine Knie. Mein Herz wurde von tausend Qualen zerrissen, ich gelobte, zu thun, was sie wünschte, und es gelan mir, ihr geängstetes Gemüth etwas zu beruhigen

Zuweilen stand ich im Begriff, Sophien den ganzen Umfang meines Elendes mitzutheilen. Aber sollte ich ihr gestehen, daß jenes Amt, auf welches sie ihre Hoffnung gegründet, mir Unwürdigen abgenommen war? daß dieses Haus, worin sie so friedlich geschlummert, in kurzer Zeit die Beute gieriger Gläubiger zu werden drohte? Würde sie, die zarte Frau, es ertragen können, wenn sie meine Lage in ihrer ganzen gräßlichen Enthüllung sähe und so jählings

aus ihrem erträumten Himmel herabsänke? Ich dachte sie mir, wie sie ohne Klage, aber tief verletzt, sich alle Bequemlichkeiten versagte, an die sie bisher gewöhnt gewesen war; wie sie alle ihre Kräfte aufbot, der nahenden Dürftigkeit auszuweichen und dennoch keine Mühe hinreichte, sie vor dem fürchterlichen Mangel zu schützen; wie sie endlich unter dem Gewichte ihrer Leiden zusammenbrach und mir, dem Urheber ihres Elendes, fluchte . . . fluchte? nein, zu sanft war diese gute Sophie! Und ach, der Gedanke an meine holde freundliche Charlotte, auf deren schuldlosem Haupte die Schande ihres Vaters mit Centnerschwere lasten würde! Nein, dahin durfte ich es nicht kommen lassen, ich mußte sie schirmen, retten. Aber wie? Sollte ich den letzten verzweifelten Versuch wagen? mit dem gestern Gewonnenen noch einmal das Schicksal herausfordern? trotz der feierlichen Gelübde, die ich Sophien geleistet? Nur so vielleicht konnte ich mich und die Meinigen einem schmähligen Untergange entreißen. Dann fort mit dem Gewinn in eine unbekannte Gegend! Ich gedachte Sophien in Betreff meines Amtes, das ich verlor, aber für freiwillig aufgegeben erklären wollte, zu beruhigen. Ein neues Leben sollte beginnen.

Und so spielte ich denn abermals. Und anfangs lächelte mir das Glück. Vor meiner Karte häufte sich Gold. Ich war fest entschlossen, nicht eher ab=

zulassen, bis die erforderliche Summe da sei, um dann nie wieder diesen Boden zu betreten.

Aber, wie ich mir lebhaft in Gedanken das Glück der Zukunft ausmalte, sah ich, wie es in der Wirklichkeit mit den Goldstücken schwand, die vor mir lagen. Das Spiel hatte sich gewandt. Hardy war gegenwärtig und beobachtete mich. Er schien beim Schwinden des Goldes zu lächeln. „Ihr Glück wird wiederkehren,“ flüsterte er. Ich trank ein paar Becher Wein, ich gerieth in eine unnatürliche Spannung, ich setzte und verlor und verlor wieder. In meinem Spiel war keine Berechnung mehr. Ein Häuflein Gold lag noch vor mir. Da! Alles dran ans Glück! Ich setzte und verlor. Alles verloren! Verwirrt, betäubt trat ich in die düstere Nacht hinaus. Spät kam ich in meiner Wohnung an.

Andern Tages trat Hardy zu mir herein.

„Ein stattliches Haus das!“ sagte er. „Ich habe es mir angesehen, als ich die Straße heraufkam. Ich denke, es ist so und so viel werth, wenn ich annehmen darf, daß keine bedeutenden Schulden darauf haften.“

Was wollte er damit sagen? Das Geld, das er mir geliehen, wollte er durch das Haus decken, in welchem ich und Sophie noch wohnten.

Ich erhob mich und sah ihn finster an. Er trat erschreckt etwas zurück. Da stand der schmächtige, unkräftige Mensch! Und ich im Verhältniß zu

ihm ein Riese, der ihn mit einem Händedruck aus dem Hause, das ich noch mein nannte, hinausschnellen konnte, ich befand mich in der Gewalt dieses Menschen! . . . erschüttert sank ich in den Sessel zurück, von dem ich mich erhoben.

„Sind Sie endlich im Stande, ein vernünftiges Wort mit sich reden zu lassen?“ sagte Hardy, indem er näher trat. „Ich habe, wenn ich nicht irre, eine bedeutende Summe an Sie zu fordern. Aber lassen wir das! Wohnen Sie in diesem Hause, solange es Ihnen beliebt und solange es die gegenwärtigen Verhältnisse gestatten. Ich sage, die gegenwärtigen Verhältnisse, denn Sie wissen, es ist Revolution, alles weicht aus den Fugen, selbst die Schlösser der ältesten Edelleute sammt der ganzen alten Verfassung und Wirthschaft. Was sollen wir bedauern, was nicht mehr zu halten ist? Aus den Trümmern bauen wir uns ein neues Nest. Ich weiß, Sie verloren Ihre Stellung. Zum Teufel damit, wenn wir bessere Stellungen erringen können. Hinaufgeschaut zu dem, der sie uns verschaffen kann!“

„Wen meinen Sie?“ fragte ich.

„Sie wissen, antwortete Hardy, daß ich ins Palais-Royal zu Hof fuhr.“

„Ein neuer Hof, erwiderte ich, den der Herzog von Orleans bildet.“

„Er ist das aufsteigende Gestirn, sagte er, sehen

wir zu, daß wir unter sein Licht kommen. Neue Aemter und Würden sind zu vergeben."

„Und welches Amt würde man mir übertragen?"

„Das Amt, mir zu dienen, sagte Hardy. Sie machen sich dadurch dem Herzog selbst verbindlich. Es handelt sich darum, ihm die Wege zu bahnen. Wir müssen bald hier, bald dort sein."

„Was wird meine Frau sagen, erwiderte ich, wenn ich mich von dem Amte, in dessen Besitz sie mich noch wähnt, entferne, da sie weiß, daß es stets meine Gegenwart erheischt?"

„O ich sehe, sagte Hardy, daß Sie Sich noch in Erfindungen zu üben haben. Sagen Sie: neue Zeiten fordern vom Amt neue Geschäfte. Sprechen Sie von auswärtigen Dingen, von Besichtigungen und Taxirungen alter Häuser und Grundstücke. Was kann man unerfahrenen Frauen nicht alles sagen? Sie beziehen nach wie vor Ihren Gehalt aus meiner Tasche und ich schöpfe aus Ihnen, was mir und dem Herzog zur Förderung unserer Zwecke dient."

Mit diesen Worten sah er mich an. Auf meine, wie ihn bedünkte, kräftigen Schultern schien er legen zu wollen, was er seiner Feigheit nicht zutraute.

In meiner Noth und augenblicklich zwingenden Bedrängniß sah ich plötzlich zwei Auswege: Geld

und eine Stellung, bedeutend glänzender, als diejenige, die man mir genommen. Ich überlegte und überlegte — und nahm die Rettungshand an, die mir Hardy geboten. Ach, ich war ein Mann, bei dem sich zu ursprünglicher Kraft augenblickliche Eingebungen und Aufwallungen gesellten. —

Und so war ich der Genosse dieses Hardy, gleichsam sein Bahnbrecher, der mit kräftigem Arm und kräftiger Stimme sich Eingang beim Volk verschaffte, welches Hardy zu Gunsten des Herzogs v. Orleans bearbeitete; schließlich auch sein Leibgardist, wenn seine Feigheit etwa plötzlich in eine Klemme gerieth. Das Geld, das er mir verheißen, erhielt ich, aber immer, nachdem ich ihm einen Schein darauf ausgestellt, den er, wie er sagte, gelegentlich dem Herzog v. Orleans vorzeigen werde, der daraus ersehen sollte, welchen Opfern ich mich unterzogen habe, um der Sache des Fürsten zu dienen, welcher solche Dienste hundertfach durch Aemter und Einkünfte vergelten würde. Sophie erhielt nach wie vor, was zu ihrem Haushalte nothwendig war. Ich log ihr vor, was Hardy mir angegeben.

Und so verstand ich mich am Ende auch dazu, Hardy's Pläne gegen Sie, mein Fräulein, auszuführen.

„Ich liebe ein Mädchen, sagte Hardy eines Tages zu mir, dem ich um so mehr meine Hand bieten möchte, als es auch der Herzog v. Orleans

wünscht. Sie ist ein Muster an Schönheit und Jugend, aber auch an Sprödigkeit. Der Vater ist mir gewogen, die Mutter geneigt, aber die Tochter widerstrebt meinen Wünschen, weil ihre Augen durch das einigermaßen vortheilhafte Aeußere eines jungen Menschen bestochen wurden, der zu der erbärmlichen Partei der Feuillans, eines Barnave und Lafayette, gehört, die, wie Ihnen bekannt, den Absichten des Herzogs aufs heftigste entgegen sind. Ueberlassen wir den Gegnern nicht, was uns gebührt! Sie haben weiter nichts zu thun, als diese junge Dame meinen Wünschen geneigt zu stimmen, und, falls es nothwendig sein würde, einen ungewöhnlichen Schritt zu wagen, um sie in meine Gewalt, oder, was fast dasselbe ist, in die Gewalt des Herzogs v. Orleans oder seiner Partei zu bringen."

Ich war schon zu tief in die Pläne dieser Partei verstrickt, als daß ich es nicht gewissermaßen zu meiner Ehre gerechnet hätte, die Pläne der Gegenpartei, von welcher Art sie auch sein mochten, in irgendwem zu durchkreuzen.

Hätte ich Sie schon damals so gekannt, mein Fräulein, wie ich Sie später kennen lernte: ich würde dem unwürdigen Verlangen Hardy's nicht Folge gegeben haben. Zwar auch jetzt sträubte sich etwas in mir. Schön und tugendhaft hatte Sie Hardy genannt. Darf man Schönheit und Tugend, die über allen Parteien stehen, auf einseitigem Stand=

punkt für das ausschließliche Eigenthum einer Partei erklären? Aber Hardy, der mein Bedenken durchschaute, trieb mich aufs äußerste, er schilderte mir das Elend meiner Familie, die Aussichten, welche der Herzog v. Orleans eröffnete — — ach, ich widerstand nicht, ich ward der Helfer seines lichtscheuen Unternehmens. —

Inzwischen fand die Gefangennehmung Ihres Vaters statt, und dieser Umstand veranlaßte Hardy, seinen Plan auf Sie zu beschleunigen. Er erzählte mir von Ihrem Verwenden für Ihren Vater, von Ihrem Erscheinen in Montalto's Wohnung; er habe Ihre Unterredung belauscht, Ihre beabsichtigte Zusammenkunft mit Montalto erfahren. Aufs schleunigste müsse man dem zuvorkommen. Und so begab ich mich, nachdem mich Hardy aufs genauste mit Ihren Verhältnissen bekannt gemacht hatte, nach Lentulus-Haus, um Sie in die Ihnen gestellte Falle zu locken. Sie wurden ein Raub unserer Anschläge. Doch Ihre Blicke, Ihre Worte regten mein Innerstes auf. Ich stand mehre male auf dem Punkte, Ihnen alles zu eröffnen, Sie zu befreien, aber die Furcht, mein Weib, mein Kind in Jammer zu stürzen, das Wort, das ich Hardy gegeben, hielten mich zurück. —

Nachdem ich Sie nach dem einsamen Waldhaus gebracht hatte, eilte ich nach Paris, um Hardy anzuzeigen, daß Sie Sich an dem ihm und mir wolbekannten Orte in Sicherheit befänden. Ich traf ihn

erst am Mittag des Tages, der auf den Abend folgte, an welchem Ihre Entführung stattgefunden hatte. Er eilte sofort dorthin. —

Ich war mehre Tage von meiner Familie getrennt gewesen und begab mich jetzt in meine Wohnung, um Gattin und Tochter über meine Abwesenheit zu beruhigen. Aber, als ich in das Zimmer trat . . . Himmel, welch ein Anblick wartete meiner! . . . Sophie lag . . . todt auf der Bahre und meine Tochter Charlotte war verschwunden. Entsetzt, vom tiefsten Schmerz ergriffen, kniete ich neben der Leiche, keine Thräne netzte mein erloschenes Auge, der Schlag hatte mich betäubt. Da nahte sich die Dienerin meiner Gemahlin und erbot sich, indem sie leise sprach, mich zu meiner Tochter zu geleiten. Sie führte mich in ein entlegenes, unansehnliches Haus. Dort sah ich Charlotten. Schluchzend warf sie sich in meine Arme und erzählte mir das Vorgefallene auf folgende Weise: „mehre Tage waren verstrichen, ohne daß Du Dich im Hause sehen ließest. Da war die Mutter unruhig geworden und hatte sich wiederholt nach Dir erkundigen lassen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr sie denn, daß Du Deines Amtes entlassen seiest. Ein Donnerschlag für sie, der sie auf das Krankenlager warf! Aber das war noch nicht alles. Bald darauf erschien Hardy bei der Mutter" . . .

Charlotte hielt hier inne.

„Und was wollte dieser Hardy?“ fragte ich.

„Ich komme, sagte er zur Mutter, um Ihnen meine Hülfe anzubieten. Ohne Zweifel werden Sie wissen, daß Ihr Gatte mir eine bedeutende Summe schuldet. Aber machen Sie Sich deshalb keine Sorgen. Sollten Sie kränker werden, was Gott verhüten wolle, so seien Sie überzeugt, daß Ihre Charlotte meinem Schutz wol anvertrauet ist.“

„Dies sagend, sah er mich mit einem Blicke an, über welchen die Mutter in den heftigsten Schrecken gerieth. „Hinweg!“ schrie sie mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte, indem sie ihr Haupt nach Hardy hinwandte. Aber das war auch alles, was sie zu sagen vermochte. Erschöpft fiel sie auf das Kissen zurück, ihre Brust hob und senkte sich wie im Todeskampf. Aufs äußerste besorgt, bog ich mich über sie hin und ergriff ihre Hand. Sie sah mich an und hatte noch so viel Kraft, um mir zuzuflüstern: fliehe, mein Kind, und wenn Du den Vater siehst, so sage ihm, daß ich ihm verzeihe. Mit diesem Worte — es war ihr letztes — verschied sie. Ich blickte um mich . . . Hardy war fort. Ich floh, wie die Mutter mir geheißen und bin hier, wo mein armer Vater mich sieht.“

„Gerechter Gott! rief ich halblaut, du triffst den Entführer durch die Hand des Entführers. Während ich die Tochter der Mutter raubte, stand Hardy auf dem Sprunge, dasselbe mit der Tochter des Vaters:

mit meiner Tochter, zu versuchen. O Schändlicher Du und ich sein schändliches Werkzeug! Habe Dank, Allbarmherziger, daß ihm hier nicht gelang, was ihm auch nicht dort gelingen soll. Ich kehre um auf dem Pfade, den ich bisher wandelte und mache gut, was ich soeben versündigte . . . Bleibe hier, Charlotte, bis ich komme; mit Gottes Hülfe bin ich Dein Schutz."

Und so begab ich mich wieder nach dem einsamen Waldhause, um zwischen Sie und den Bösewicht Hardy zu treten. Was erfolgte, wissen Sie, mein Fräulein.

Als ich von Lentulus-Haus, wohin ich Sie geleitet hatte, ins Waldhaus zurückkehrte, fand ich Lucian Montalto unter der Pflege des Pfarrers und der übrigen Anwesenden soweit wieder belebt, daß man die Hoffnung auf gänzliche Wiederherstellung schon hegen konnte. Es bedurfte nur einer fortgesetzten behutsamen Pflege, die ich selber besorgte und leitete, bis der Kranke im Stande sein würde, das Waldhaus mit einem andern Platze zu vertauschen, denn, in der Besorgniß, Hardy möchte mit Helfern wiederkommen, hielt ich ersteres nicht für sicher genug. Glücklicherweise aber blieb er aus, sowie wir denn während der ganzen Zeit unsres fernern Aufenthaltes in Frankreich nichts weiter über ihn vernommen haben.

Nach etwa achttägigem Aufenthalt führte ich Lucian nach dem Orte, den ich durchaus für sicher hielt.

So weit genesen, daß er im Stande war, die Feder wieder zu führen, schrieb er an seinen treuen Diener Jaques bei Marseille, worauf dieser auf einem Wege, den ihm Lucian angegeben, nämlich durch einen mit dessen Vater befreundet gewesen Schiffskapitän, welcher die Seine hinauffuhr, die Mitte übersandte, deren Lucian bedurfte.

Endlich ganz wiederhergestellt, begab er sich nach dem Hause, in welchem er Herrn v. Lentulus zurückgelassen. Wie hocherfreut waren beide, als sie nach so vielen traurigen Erlebnissen, die das Schlimmste besorgen ließen, sich wiedersahen! Gern wären wir alle vier, denn Charlotte gehörte nun auch dazu, beieinander geblieben, aber, um Aufsehen zu vermeiden, mußten wir in der Vereinzelung beharren. Wir bildeten gleichsam eine zerstreute Familie, deren Gedanken zueinander sich aus der Entfernung durch die stete Hoffnung eines baldigen und doch gewagten baldigen Wiedersehens belebten und steigerten. Herr v. Lentulus und Lucian Montalto, sie, deren Feind ich gewesen war, hatten mich in ihre Freundschaft aufgenommen. Wie fühlte ich mich doch gehoben und veredelt durch das Bewußtsein, nunmehr unter guten Menschen leben zu können, an die ich gegenwärtig angewiesen war, ja, nur angewiesen sein durfte! Ach, wäre mir das immer beschieden gewesen! Als die Freunde den Beschluß faßten, nach Deutschland zu entfliehen, wie gern schloß ich mich

nebst Charlotten ihnen auf ihren Wunsch an! Wie beglückte mich der Gedanke, Sie, mein Fräulein, wiederzusehen und aus Ihrem holden Munde das Wort Verzeihung zu hören für das, was ich Ihnen Schmerzvolles bereitet! Sollte aber das Schicksal anders über mich verfügen, denn wer weiß, was auf dieser immer gefahrvollen Reise begegnen mag, dann — o Gott, mit deiner Hülfe sei den Freunden und Charlotten nahe! — dann empfangen Sie aus dem Schutze Gottes in Ihre Hände mein armes theures Kind. Wenn sie einst vor Sie tritt und diese Zeilen bittend für sie sprechen, dann verschließen Sie Ihr gefühlvolles Herz nicht! Leben Sie wol und seien Sie immer beglückt! Möchte es mir vergönnt sein, Ihnen dies selber zu sagen und Sie durch das Wiedersehen Ihres theuren Vaters und Ihres edlen Freundes Lucian Montalto beglückt zu sehen! St. Alban.

„Und wo weilt St. Alban's Tochter?" sagte Cornelie zu ihrem Vater. „Wo ließest Du Charlotte? denn ohne Zweifel trat sie die Reise mit Dir an."

„Allerdings," erwiderte Herr v. Lentulus. „Mit der Aussicht auf eine glückliche Zukunft verließ sie zugleich mit uns Paris. Sie dachte es sich so süß, die noch übrigen Tage ihres Vaters durch ihre Liebe verschönern, in einem freundlichen Asyle fortan nur ihm leben zu dürfen. Dein Name, gute

Cornelie, und Deine Seelenstärke war ihr oft genannt und gerühmt worden. Sie hatte deshalb eine Art schwärmerische Verehrung für Dich gefaßt und glaubte das Glück nur in Deiner Nähe suchen zu müssen. Die unerschütterliche Anhänglichkeit an ihren unglücklichen Vater, die nie ermüdende Sorgfalt, womit sie seine trüben Gedanken zu lichten, seine gequälte Seele zu trösten suchte, erwarben ihr meine ungetheilte Achtung. Als daher St. Alban in unserer gegenseitigen Vertheidigung, wie ich Dir erzählte, niedersank und alle Hoffnung, ihn gerettet zu sehen, dahin geschwunden war, fühlte ich mich gedrungen, die letzten Augenblicke des sterbenden Mannes durch die Erklärung zu versüßen, daß ich Charlotte aus seinen Händen empfange und fortan als meine Tochter betrachten würde. Lucian sagte mir, daß er noch gelächelt habe, als ich mit Thränen im Auge, Charlotte umarmte und zu ihr sagte: ich führe Dich zu Deiner Schwester Cornelie! . . ."

„Unmittelbar nach diesem traurigen Ereigniß," fuhr Herr v. Lentulus fort, „bemächtigte sich Charlottens eine unüberwindliche Schwermuth, und kaum hatten wir den französischen Boden verlassen, als ihre wankende Gesundheit mir die Pflicht auferlegte, einen Arzt zu befragen. Der Himmel führte mich zu einem Manne, von dessen Wohlwollen ich mich wahrhaft überzeugt hielt: mit unverkennbar herzlichen Worten gab er uns, die wir ihm völlig unbekannt

waren, das Versprechen, der verlassenen Charlotte aufs liebevollste seine Sorgfalt widmen zu wollen, indem er sich zugleich erbot, sie in sein Haus aufzunehmen, wo sie unter der Pflege seiner Gattin solange verweilen könne, bis ihre Krankheit sich völlig würde gelegt haben. Nachdem er mir noch versprochen, die Kunde von ihrem Ergehen unverzüglich an mich nach Worms gelangen zu lassen, verließen wir die liebenswürdige Charlotte, die, vielleicht doch nur abgespannt von der für ihre Zartheit zu angreifenden Reise, sich eine baldige Genesung versprechen darf. Und so hoffe ich zu Gott, daß ich nach kurzer Trennung im Stande sein werde, das gute Mädchen in Deine Arme zu führen.

„Wie dankbar bin ich Dir, mein Vater,“ sagte Cornelie, „und wie freue ich mich, in Charlotten eine Schwester begrüßen zu dürfen!“

Ja, wie hatte sich um Cornelie alles gelichtet! Die Hoffnung, durch den befreundeten Herrn v. Putbus Kunde von den entfernten Lieben zu erhalten, war durch das plötzliche Erscheinen ihres Vaters und Lucian Montalto's in Erfüllung gegangen. Und nun sollte ihr in Charlotten auch eine Schwester nahen. O all dies Glück! . . . aber . . . was aber? . . . ja, die Gräfin!

Elftes Kapitel.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Als Herr v. Lentulus und Lucian Montalto so ganz unerwartet im Garten erschienen, hatte die Gesellschaft auf dem Angesichte der überraschten Gräfin — zu deren Ruhme sei es gesagt — eine reine, rückhaltlose Freude bemerkt. Selbst diesen Lucian Montalto, den ihr Herr v. Lentulus vorstellte, hatte sie mit ziemlich günstigem Auge angesehn, vielleicht aber doch nur insofern, als sie ihn wie eine Beigabe ihres Schwagers, etwa wie den Haus- und Reisemarschall desselben zu würdigen schien.

Etwas Unangenehmes war aber doch bei der ganzen Sache, nämlich, daß ihr Schwager so plötzlich, so ohne alle würdige Vorbereitung, sogar etwas bestäubt von der Reise und nicht einmal aus den Zurüstungs- und Verschönerungsräumen eines Hotels in ihr Haus gekommen. Nur eine kleine Ahnung

oder Andeutung seiner Ankunft wäre nothwendig gewesen, um noch in aller Eile so einen Empfang in Scene zu setzen. Aber selber überrascht, ja, sie mußte es bekennen, sogar gerührt bei seinem unverhofften Anblick, hatte sie alle Fassung vergessen und ihn nur mit einigen — herzlichen Umarmungen bewillkommt.

Doch, was man versäumte, oder vielmehr versäumen mußte, läßt sich noch nachholen. „Ja, jetzt muß es geschehen," sagte sie zu sich selber. „Ich lade eine Gesellschaft ein. Der Garten soll von glitzernden Flammen strahlen und Musik aus einem entfernten Gemach meine Worte begleiten, die ich sprechen werde im Saal. Was nur werde ich sprechen? O, Sie sollen schon hören, mein guter Herr v. Lentulus! Ueberraschten Sie mich, so überrasche ich Sie wieder. Zwei sind mit mir im Einverständniß: Cornelie und Herr v. Putbus! Ah, ich sehe sie, sie flüstern miteinander. Ich nähere mich ihnen, wie damals auf dem Heidelberger Schloß, aber inniger; oder wie gestern auf der kleinen Anhöhe im Garten, aber herzlicher. Nicht mehr verlegen ist der Herr v. Putbus, wenn er mich herankommen sieht, denn er weiß, was ich wünsche, und mir ist nicht verborgen, was er für Cornelie fühlt. Seine Hand ergreife ich. Was soll ich sagen? flüstre ich ihm zu, indem ich mein Auge durch den Saal gleiten lasse. Und er? . . . er faßt die Hand Corneliens, und sie?

. . . sie neigt zärtlich ihr Haupt zu ihm hin. Ah, jetzt handelt es sich um mehr, als um einen Kuß auf die Stirn des Herrn v. Putbus! Meine Herrn und Damen, rufe ich jetzt durch den Saal, ich habe die Ehre, Ihnen hiermit Fräulein Cornelie v. Lentulus und Herrn v. Putbus vorzustellen, und sie . . sie besiegeln mein Wort mit dem Kusse der Verlobung. Welche Ueberraschung für Herrn v. Lentulus, die er jedoch in taktvoller Erwägung des Einverständnisses zwischen mir und Cornelien der Gesellschaft gegenüber mäßigen wird. Vielleicht auch hat ihn Cornelie schon darauf vorbereitet, und wenn auch nicht, für eine ebenso rasche, als schöne Thatsache erhalte ich andchträglich seine vollkommene Genehmigung, sobald ich über diesen vortrefflichen Herrn von Putbus und dessen Verhältnisse das Nöthige werde mitgetheilt haben. Und somit sei denn die Ankunft meines Schwagers durch die Verlobung seiner Tochter gefeiert!"

Die Gräfin, überhaupt eine lebhafte Frau, eilte mit ihrer Phantasie der Wirklichkeit gern voran.

Bei dieser Inscenesetzung eines Verlobungs- und zugleich Bewillkommnungstages für die Ankunft des Herrn v. Lentulus hatte sie gänzlich vergessen, Lucian Montalto eine Rolle zu ertheilen. Wie jeden Bürgerlichen, hielt sie auch ihn für weiter nichts, als einen Statisten, gut genug, um durch seine betrachtende oder anstaunende Gegenwart die Hauptpersonen

hervorheben zu helfen. Nachdem sie Herrn v. Putbus gesehen, fiel ihr Lucian Montalto gar nicht mehr ein, obwol dieser Name durch Vermittelung Corneliens, die ihn damals, als sie bald nach ihrer Ankunft in Worms erkrankte, in herzlicher Weise ausrief, sich ihrem Gedächtniß eingeprägt hatte. „Zwar sein Verdienst um Herrn v. Lentulus und Cornelie ist groß," sagte sie, „er rettete ersteren vom Tode und letztere von einer schimpflichen Verbindung, aber das war doch ganz Pflicht, wie es anderseits zu unserer Pflicht gehört, ihm dafür in entsprechender Weise erkenntlich zu sein. Wie ich hörte, machte der junge Mann Studien auf dem Gebiete der Geschichte und Rechtswissenschaft, die, sobald ich die Erbgüter im Elsaß wieder antrete, wo es an Verwicklungen und Auseinandersetzungen nicht fehlen wird, sich in meinem Interesse und zu seinem Nutzen verwenden lassen. Einstweilen schreibe ich an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Wien, welcher der Reichsgräfin Lucilie v. Veldenz nicht versagen wird, den jungen von ihr empfohlenen Mann in einem ihm zuständigen Bureau anzustellen. Wenn dieser Lucian Montalto mit Wolgefallen auf Fräulein Cornelie v. Lentulus hinsah, als sich das Schicksal seiner bediente, um sie aus den Händen eines Bösewichtes zu retten, so finde ich das ganz natürlich, denn wem pochte in der Nähe eines so reizenden Wesens nicht höher das Herz? aber ich würde

es für sehr unnatürlich und verwegen halten, wenn dem jungen Manne eine so äußere Veranlassung ein Grund sein sollte, seine Blicke bis zu der Nichte der Reichsgräfin v. Veldenz zu erheben. Nein, das ist unmöglich, ganz undenkbar. Sein Benehmen entspricht auch ganz meiner Erwartung. Ich muß sein bescheidenes, zurückhaltendes Wesen loben, welches aus dem richtigen Gefühle entspringt, daß sein untergeordneter Rang ein freieres Auftreten verbiete. Und als er gestern, um in sein Hotel einzuziehen, sich vor mir und Cornelie verbeugte, was, ich muß es gestehen, mit vielem Anstand geschah, konnte auch das schärfste Auge nicht entdecken, was über die Grenzen eines blos dankbaren Gefühls hinaus auf ein innigeres Verhältniß zwischen ihm und Cornelien hinwiese."

Mit solchen Erwägungen glaubte die Gräfin unsern jungen Freund aus dem engern Kreise der Familie und dem weiteren der Aristokratie, der sich an jenen genau anschloß, verwiesen zu haben. —

Inzwischen bereitete sich die Gräfin vor, ihren Plan in Betreff der Feier des Ankunftstages des Herrn v. Lentulus und des Verlobungstages Corneliens auszuführen. Kammerjungfern und andere dienstbare Geister wurden in Bewegung gesetzt. Sie musterte die Gaderobe Corneliens. In dem Kleide von gaze de fil à fleurs muß sie wieder erscheinen, sagte

sie. Zu schön sah sie darin aus! Davor eine Rose und darunter ein großer Diamant: Frische und ewige Dauer! Dann schrieb sie verschiedene Briefe, die wol ein und dieselbe Sache betrafen. Auf dem einen, welchen Jean, als er ging, Cornelien zeigte, stand mit zierlichen, von Rosen und Vergißmeinnicht umhegten Buchstaben: an den Freiherrn v. Putbus. Was soll das bedeuten? Herr v. Lentulus sah seine Schwägerin ob dieser Geschäftigkeit wol fragend an. Aber sie lächelte geheimnißvoll. Die andern Briefe oder Zuschriften lagen noch unversiegelt da. Gewiß waren es die Einladungen an verschiedene Familien und Personen von Worms zu der von ihr beabsichtigten Festfeier. Wenn sie nun abgingen, und die Eingeladenen alle erschienen, und die Gräfin ihre Eröffnung machte, durch die sie überraschen wollte! Nun wahrlich, sie würde überrascht haben, alle anderen, nur sich allein nicht, wol aber später sich selber durch das Staunen der Gesellschaft, auf welche zunächst das Staunen Corneliens, des Herrn v. Putbus, des Herrn v. Lentulus übergegangen wäre. Welche Gefahr für die Gräfin, durch ein solches übereiltes Gebahren sich dermaßen gesellschaftliche Blößen zu geben! Wenn in dem Augenblicke, wo sie das überraschende Wort aussprach, die zunächst dabei betheiligten und unter sich verständigten Personen: Cornelie, Lucian, Herr v. Putbus, Herr v. Lentulus, thatsächlich davon abwichen! Wenn

sie inmitten der Gesellschaft als die Zielscheibe aller Blicke ganz allein dastand!

Zum Glück kam es nicht dazu, und abermals hatte man das der Raschheit ihrer Entschlüsse zu verdanken, welche der Gegenwart voraneilten und ihre Vorsätze gleichsam überstürmten.

Es war in den Stunden des Vormittags, als die Gräfin und Herr v. Lentulus im großen Saale auf- und abgingen, an dessen Wänden man die in einem früheren Kapitel erwähnten Ritterharnische aufgestellt sah. Die Sonne spielte durch die runden, zierlich eingefaßten Fensterscheiben an den Blumen, die auf Anrichten und Gesimsen das grüne, blühende Leben draußen gleichsam in das Zimmer hereinzutragen schienen.

„Ein herrlicher Tag das!" sagte die Gräfin, „der uns hoffentlich ähnliche verspricht. Wir werden das beste Reisewetter haben."

„Reisewetter?" wiederholte Herr v. Lentulus, indem er die Gräfin verwundert ansah. Sie sprach vom Reisewetter zu ihm, der soeben eine weite und dazu gefahrvolle Reise überstanden hatte.

„Thule ist das Ziel!" sagte die Gräfin. Dies Wort, welches über die nächste Zukunft hinausragte, hatte sich verrätherisch von dem Plane abgebrochen, mit welchem sie heute Abend hervortreten wollte.

„Thule!" rief Herr v. Lentulus. Das Wort war ihm von seinen antikrömischen Studien her ge-

läufig genug, aber, so vereinzelt und ohne Beziehung ausgesprochen, däuchte es ihm doch sehr räthselhaft. „Was ist Thule?“ sagte er.

Das Wort war nun einmal heraus, und so mußte die Gräfin wol, um eins durch das andere zu erläutern, ein zweites Wort hinzufügen, obwol sie dadurch dem Plane, der noch ein Geheimniß bleiben sollte, näher rückte.

„Kennen Sie Rügen?“ fragte die Gräfin.

„Ich habe den Namen gehört, versetzte Herr v. Lentulus, aber ich gestehe, daß meine geographischen Kenntnisse nicht so weit reichen, um mir eine genaue Vorstellung davon zu machen.“

„Eine Insel, sagte die Gräfin, achtzehn Quadratmeilen groß, so groß etwa wie eins von den Dingern, die man gegenwärtig Departements nennt, womit man das früher landschaftlichreiche, jetzt abgetragene Frankreich gleich einem Schachbrett mit langweiligen Vierecken bedeckt. Ach, bis Thule werdet ihr mit euren Nivellirungen nicht kommen! Fest und sicher steht dort die Aristokratie.“

„Hm!“ murmelte Herr v. Lentulus.

Die Gräfin überhörte dies Hm und fuhr fort: „jene Insel gehört dem Geschlechte der Putbusse, von welchen der junge Herr, den ich die Ehre hatte, Ihnen vorzustellen, fürwahr nicht der unbedeutendste ist. Was halten Sie von dem Herrn v. Putbus?“

„Meinem Grundsatze gemäß,“ versetzte Herr v.

Lentulus, „hege ich über jeden, der mir begegnet und nicht sofort Beweise vom Gegentheil giebt, eine gute Meinung. Ich habe keine Ursache, die guten Eigenschaften des Herrn v. Putbus zu bezweifeln, zumal wenn sie bei der Gräfin v. Veldenz Zutritt fanden. Er däucht mir ein stattlicher, schöner, vortrefflicher junger Mann."

„Ein vortrefflicher junger und dazu reicher Herr, will ich behaupten."

„Der Reichthum, versetzte Herr v. Lentulus, ist dankbar hinzunehmen, zumal in jetziger Zeit, wo alles auf unsichern Grundlagen steht."

„Ich freue mich, Herr v. Lentulus, Sie in Betreff des Herrn v. Putbus mit mir in Uebereinstimmung zu finden. Ja, der Reichthum ist dankbar hinzunehmen! Und was den günstigen Eindruck anbelangt, den der junge Herr auf Sie machte, so glaube ich ihn aus Erfahrung bestätigen zu dürfen: diesen Herrn v. Putbus sah ich seit längerer Zeit hier in Worms. Hier im Saal und dort im Garten athmete, lebte, wandelte Herr v. Putbus in meiner Nähe und der Nähe Corneliens."

Die Gräfin betonte das letztere Wort. Herr v. Lentulus schien doch etwas betroffen. Cornelien und Herrn v. Putbus, welche die Gräfin in ihren Worten so nahe zueinander stellte, dachte er sich nun auch wirklich einander nahe. In der That, ein schöner, stattlicher, junger Mann! Herr v. Lentulus erin-

nerte sich zu lebhaft des Eindruckes, den einst auf ihn, als er noch Jüngling war, seine jetzt dahingeschiedene Lucretia gemacht. Wie konnte er den Eindruck bezweifeln, den eine Schönheit wie Cornelie auf einen schönen und, wie er überzeugt war, unverfälschten jungen Mann machen würde.

„Und was war es," sagte Herr von Lentulus nach einer kleinen Pause, „was ihn in Worms fesselte?"

„Himmel, was?" rief die Gräfin, indem sie Herrn v. Lentulus forschend ansah.

„Vermuthlich war Herr v. Putbus nur auf einer Durchreise nach jenem Thule begriffen."

„Allerdings, sagte die Gräfin, und dennoch ward er gefesselt."

„Ich bin zu sehr Neuling in dieser Gegend, als daß ich beurtheilen könnte, welche Reize Worms bieten mag, um einen jungen reichen Mann zu fesseln."

„Sie werden Stadt und Umgebung nicht allzusehr reizend finden, sagte die Gräfin. Der Rhein fließt zwischen seichten Ufern einen Tag wie den andern dahin, die Stadt steht mit ziemlich neuen, regelmäßigen Häusern auf ebenem Boden. An Denkmälern ist kein Ueberfluß."

„Und dennoch?"

„Dennoch!" wiederholte die Gräfin. „Sehen Sie einmal dort die Straße entlang!"

„Ich sehe ein paar Menschen, sagte Herr v. Lentulus. Diese Straßen scheinen mir nicht sehr belebt.“

„Um so deutlicher würden Sie fast alle Tage einen jungen, blonden Mann raschen Ganges daherwandeln sehen.“

„Ach, vermuthlich Herr v. Putbus?“

„Getroffen!“ sagte die Gräfin.

„Und was das Ziel?“

„Ei, dieses Haus,“ sagte lächelnd die Gräfin.

„Mehr doch die Herrin desselben: die liebenswürdige, geistreiche, gastfreundliche Gräfin Lucilie von Veldenz.“

Mit diesen Worten neigte sich Herr v. Lentulus zu der Hand der Gräfin herab, die er an seine Lippen drückte.

„Das Gastfreundliche will ich gern für mich annehmen, versetzte die Gräfin, aber was das Geistreiche und Liebenswürdige anbelangt, so trete ich es der Schönheit ab, die zugleich mit mir in diesem Hause residirt.“

„Wen meinen Sie?“ fragte Herr v. Lentulus.

„Ei, mein Herr, erwiderte lächelnd die Gräfin, ich meine das Fräulein Cornelie v. Lentulus.“

Der Name und das Geheimniß bis auf die Verlobung, die heute Abend gefeiert werden sollte, war heraus. Cornelie also das Ziel für den jungen schönen und zugleich reichen Herrn v. Putbus! Herr

v. Lentulus sah vor sich hin. Etwas ganz Unerwartetes war an ihn herangetreten, das ihm höchst wahrscheinlich bedeutende Verwicklungen und Kämpfe in Aussicht stellte.

„Aus unserm Gespräch, versetzte Herr v. Lentulus nach einer Pause, glaube ich vermuthen zu dürfen, daß Herr v. Putbus eine Neigung zu Cornelien faßte."

„So ist es," sagte die Gräfin.

„Hat er sich erklärt?"

„Nein, aber es sind für mich Thatsachen vorhanden, welche mehr wiegen, als ein armseliges Wort, das sie bestätigen könnte."

„Und erwidert Cornelie diese Neigung?"

„Sie erwidert sie."

„Gestand sie es Ihnen?"

„Nein! aber Thatsachen vertreten hier wiederum das Geständniß."

„Thatsachen! murmelte Herr v. Lentulus für sich, indem er etwas seitwärts trat und durch das Fenster die Straße entlang sah . . . „Was für Thatsachen?"

„Ich sah es, erwiderte die Gräfin — dort auf der kleinen Anhöhe, wo Sie zum ersten mal wieder Cornelien und zugleich Herrn v. Putbus begegneten, sah ich — ich stand dicht dabei, doch noch versteckt hinterm Gebüsch — wie Herr v. Putbus Cornelien

die Hand und Cornelie Herrn v. Putbus die Stirn küßte."

„Ein Kuß auf Hand und Stirn, vielleicht auch auf den Mund sind Thatsachen," bemerkte Herr v. Lentulus, indem er bedenklich, ja, finster vor sich hinsah. Dann etwas seitwärts tretend, den Blick von der Gräfin abgewandt, sprach er für sich selber: „Dem Geständniß meiner Liebe, das ich damals Lucretien gab, gingen solche Thatsachen voran...

Sie ward mein Weib. Armer Lucian, kam es während Deiner Abwesenheit so weit? Herr v. Putbus, der blos auf einer Durchreise begriffen war, bleibt und bleibt und umwirbt ein paar Monate lang Cornelie, und in ein paar Monaten sollte er nicht entdecken, daß Cornelie für diese Bewerbungen nicht unzugänglich war? O das hieße doch der Kurzsichtigkeit des Herrn v. Putbus zu viel zutrauen, der allem Anschein nach nicht allein ein schöner, sondern auch ein einsichtsvoller junger Mann ist. Hätte also in Cornelie wirklich eine Umwandlung stattgefunden? Sollte sie nicht so aufrichtig gegen mich gewesen sein, als ich von ihrem sonst immer so offnen Charakter erwarten darf? ... O nicht doch..., nein... verzeihe, liebe Cornelie!"

„Meine Gnädigste," sagte Herr v. Lentulus, indem er sich wieder nach der Gräfin hinwandte," ich theile die Achtung, die Sie dem Herrn v. Putbus widmeu, und ich würde nichts gegen eine Neigung

auch von seiten Corneliens zu erinnern haben, wenn ich nicht mit ältern Verbindlichkeiten käme."

„Mit ältern Verbindlichkeiten?" wiederholte die Gräfin, indem sie Herr v. Lentulus überrascht ansah. „Ich muß erstaunen, daß Cornelie, die ich doch für so offen hielt, mir, ihrer nächsten Freundin, nichts von diesen Verbindlichkeiten mittheilte. Oder entsprangen diese während der Abwesenheit Corneliens in den Vorstellungen ihres Vaters, welcher vorsorglich für seine Tochter dachte, während ich vorsorglich und ganz entschieden in Uebereinstimmung mit meiner Nichte für dieselbe handelte? O ihr Männer und Despoten, die ihr den Frauen, ohne sie zu fragen, Eure Beschlüsse auferlegt! Aber Sie sollen mir nicht kommen, mein Herr!"

„Und doch, ich komme!" sagte Herr v. Lentulus.

„Ohne Zweifel mit einem Duc oder Marquis," versetzte die Gräfin, „den Sie in Frankreich oder unterwegs hier am Rhein kennen lernten, wo sie jetzt dicht wie Schilf beieinander stehn. Ich muß Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich gegen diese Herrn Ducs und Marquis doch etwas eingenommen bin. Warum blieben sie nicht in Frankreich, um ihren König zu vertheidigen, wie es unter andern Herr v. Lentulus that, als man die Tuilerien angriff? Anders hätten sich dann die Dinge gestaltet, und meine elsassischen Besitzungen wären vor ungebührlichen Zumuthungen

und Beraubungen verschont geblieben. Statt dessen begaben sie sich flugs aus Frankreich hinaus, um mit diesen Preußen und Oestreichern zu gehen, welche ungemein langsam vorrücken. Unterdessen schwand alles dahin: Haus und Hof, Zins und Jagdgerechtigkeit! Dies auswärtige Frankreich, welches, wenn es daheim blieb, brilliren könnte, sieht wahrscheinlich gegenwärtig nicht brillant aus. Offiziere nennen sich alle jene Herrn. Aber du lieber Gott, wenn in einem Regimente jedermann so heißt, wird ein Gemeiner, der darunter vorkäme, mir am Ende sehr vornehm erscheinen. Auch die Uniformen schon in sehr bedenklicher Weise abgetragen und vernutzt! Vermuthlich auch keine Börse oder sonst was Werthvolles darunter! Am Rhein sieht man jetzt viele Perlen und Schmucksachen in den Händen der Juden, die sich die augenblickliche Bedrängniß zunutze machen. Sogar an mich selber trat der Handel heran, und sollte man es denken, eben derselbe Herr Marquis, den ich Ihnen vorzustellen die Ehre hatte, bot mir ein mit Perlen eingefaßtes Medaillon aus der Zeit Louis quatorze an. O Jammer, so weit selbst in der Gesinnung kam man herab! Die Gräfin Lucilie v. Veldenz ist aber zu stolz, als daß sie durch ein Entgegenkommen auf dergleichen Anträge sich an denjenigen entwürdigen sollte, die sie für Ihresgleichen erachtet. Ich beklage es tief, daß man über so hochadliche Personen gegenwärtig eine solche Meinung hegen muß. Mögen

sie jedoch ihre Lage verschuldet haben, oder nicht: es bleibt doch immer eine widerwärtige Thatsache, und Sie werden es mir daher nicht verargen, wenn ich unter solchen Umständen nicht geneigt sein kann, meine Nichte an einen Kleinodienhändler zu vermählen, mag dieser nun Duc, oder Marquis heißen."

Herr v. Lentulus war ursprünglich ein weicher, nachgiebiger Mann, der in frühern Zeiten wol vor solchen, oder ähnlichen energischen Aeußerungen das Segel gestrichen hätte. Aber, nachdem er aus der Schule der Leiden und aus heftigen Drangsalen hervorgegangen, die er bekämpfen mußte, trat er jetzt fester und sicherer auf, als es die Gräfin, nach seinem frühern Charakter zu urtheilen, annehmen wollte.

„Kein Duc, oder Marquis!" sagte Herr v. Lentulus lächelnd, „aber dennoch, ich komme" . . .

„Und mit wem, wenn ich fragen darf?"

„Sie sahen, meine Gnädigste," sagte Herr v. Lentulus, indem er abermals lächelte," daß ich mit Lucian Montalto kam."

Das Wort war heraus . . . Aber die Gräfin dachte so wenig daran, daß dieser Lucian Montalto hier in Betracht kommen würde, daß sie vielmehr nur meinte, Herr v. Lentulus wolle sich einen Scherz erlauben.

„O ich freue mich," sagte sie, daß mein armes Haus den theuren Schwager, der so vielen Kummer erduldete, so bald zu Scherzen aufgelegt machte.

Nachdem wir die hohen Ducs und Marquis überwunden, stellt mich Herr v. Lentulus so recht in die Tiefe, um mir aus ihr empor die rechte Höhe zu zeigen. Lassen Sie sehen, ich vergleiche damit meinen Mann!"

„Lucian Montalto," sagte Herr v. Lentulus jetzt sehr ernsthaft, „rettete Cornelie und das Leben ihres Vaters."

„Sehr verdienstlich fürwahr, und wir sorgen dafür, daß wir diesem Verdienst gemäß uns erkenntlich erweisen. Wir werden an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Wien schreiben, damit durch dessen Vermittlung Herr Montalto eine Anstellung erhalte."

„Lucian Montalto," versetzte Herr v. Lentulus, „ward bereits angestellt und zwar in unserer nächsten Nähe."

„Ach, meine Vermuthung! als Reisemarschall also, als Lebensgefährte, als Geheimsecretär!"

„Ja, als Geheimsecretär und Lebensgefährte, wenn es sich darum handelte, mein Herzensbuch zu corrigiren und die Schritte meines Lebens zu lenken. Aber die Lettern dieses Buches und die Thatsachen meines Lebens stehen bereits in Reih' und Glied. Zu sehr bin ich leider schon abgeschlossen. Eine andere Stellung gebührt ihm: an einem andern Herzen, das ihm den Reiz der Forschung und Bildung gewährt."

„Ach, vielleicht als Hof- und Herzensmeister bei einem jungen Engländer, um nicht zu sagen Engländerin!“ rief die Gräfin ironisch.

„Keine Engländerin,“ sagte Herr v. Lentulus, „wol aber eine Französin.“

„Welche meinen Sie?“

„Ei, meine Gnädigste, ich meine das Fräulein Cornelie v. Lentulus.“

„Was?“ rief hier die Gräfin, indem sie einen Schritt zurücktrat. . . „O nicht doch,“ fuhr sie dann fort; „aber ich muß sagen“ — sie sah dabei Herrn v. Lentulus an — „Sie verstehen es, Ihren Scherz in ein ernsthaftes Gesicht zu zeichnen.“

„Mein Wort,“ erwiderte Herr v. Lentulus, „steht ganz in Uebereinstimmung mit meinem Gesicht. In allem Ernst, meine Gnädigste, ich habe die Ehre, Ihnen hiermit die Verlobung des Fräuleins Cornelie v. Lentulus mit dem Herrn Lucian Montalto-Peretti anzuzeigen.“

„Und ich,“ erwiderte die Gräfin, indem sie alle ihre Energie zusammennahm, „werde heute Abend die Ehre haben, der bei mir versammelten Gesellschaft die Verlobung des Fräuleins Cornelie v. Lentulus mit dem Freiherrn Ludwig v. Putbus anzuzeigen.“

„In diesem Falle, versetzte Herr v. Lentulus, würde ich mir erlauben, ein absolutes Veto dagegen einzulegen.“

Die Gräfin sah Herrn v. Lentulus prüfend an.

Sein Auge begegnete ruhig und entschieden dem Auge der Gräfin, das an dieser Festigkeit sich zu verwirren begann. Sie ließ sich an der Lehne des Sessels, die sie gefaßt hatte, zum Sitzen nieder, um sich eine Zeitlang ihren wühlenden Gedanken zu überlassen. Also von der Höhe, von dem Königsstuhle zu Rügen, auf welchem sie sich wie eine Fürstin und Beherrscherin des Eilandes gedacht, an dem Freiherrn Ludwig v. Putbus vorüber, den sie hoch über einen Duc und Marquis gestellt, in die Tiefe sollte sie herab steigen, zu einem bürgerlichen jungen Manne aus Marseille: zu Lucian Montalto, der, mit Cornelien vermählt, wie diese berechtigt sein sollte, sie Tante zu nennen! „Zu viel! zu viel!" seufzte sie. — In der That, die ihres Lieblingsgedankens entkleidete Seele prägte sich kummervoll auf dem Gesichte der Gräfin ab.

Herr v. Lentulus sah es und erwägend, wie gütig sich übrigens die Gräfin gegen Cornelie benommen, trat er näher, legte die Hand sanft auf ihre Schulter und sagte: „meine gütige Schwägerin, Schwester meiner inniggeliebten Lucretia!" . . .

Die Gräfin hob sich an dem Laute, an der weichen Stimmung empor, die, so meinte sie, sich wie in früherer Zeit in Herrn v. Lentulus wieder eingefunden habe und demgemäß ernstlichen Erwägungen zugänglich sein würde.

„Lassen Sie uns reden," sagte sie.

„Wolan, ich höre."

„Ich habe Sie zu erinnern," sagte die Gräfin, daß meine Nichte Cornelie v. Lentulus heißt."

„Ich sollte meinen," versetzte Herr v. Lentulus lächelnd, „daß diese Erinnerung etwas überflüssig wäre."

„Nicht doch, entgegnete die Gräfin. Wenn Sie erwägen, daß diese Herrn v. Lentulus von dem berühmten altrömischen Geschlechte der Cornelier abstammen, zu welchen die Scipionen gehörten und demnach den ungeheuren Abstand ermessen, der zwischen dem Herrn v. Lentulus und einem bürgerlichen plebejischen Manne stattfindet, der sich Lucian Montalto nennt, so werden Sie meine Erinnerung nicht für überflüssig halten."

„Dieser Abstand," versetzte Herr v. Lentulus, war nicht so groß, daß nicht Cornelie, die berühmte Tochter des Publius Scipio, welcher Hannibal bei Zama besiegte, mit einem plebischen Manne vermählt war."

„Die Folgen blieben davon nicht aus," erwiderte die Gräfin. „Die Söhne dieser Cornelie: Tiberius und Cajus Gracchus, waren weiter nichts als Communisten, welche unten ansetzten und oben abschnitten, indem sie den Antrag stellten: es solle jedem Adligen was er über fünfhundert Joch Land besitze aus dem öffentlichen Schatze d. h. mit seinem eignen Gelde abgekauft und dem Volke gegeben werden, denn es wird begreiflich sein, daß ein öffentlicher Staatsschatz nur da sein kann, wo reiche Leute, oder was damals

dasselbe war, adlige Leute vorhanden sind, die ihn zusammenbrachten."

„Die Söhne der Cornelie unterlagen, wollen Sie sagen."

„Sie unterlagen," wiederholte die Gräfin. „Cajus, von der Aristokratie bedrängt, ließ sich von einem Sclaven tödten, und Tiberius ward von Senatoren und Leuten aus dem untersten Volk auf öffentlicher Straße mit Knütteln und Steinen erschlagen."

„Sie sehen, meine Gnädigste, daß auch die Aristokratie sich der Knüttel zu bedienen weiß. Es ist die alte Geschichte: die Aristokratie verbündet sich gegen das Volk mit dem untersten Volk. Wolan, die Söhne der Cornelia unterlagen, aber der Kampf ward wieder aufgenommen."

„Um mit der Niederlage des begehrlichen Volkes zu endigen."

„Freilich Dictatoren und Imperatoren seh' ich und zu ihren Füßen das abgeweidete Volk; Gott aber träuft seinen Regen darauf, daß es wieder wächst."

„Um sich von neuem zu empören, sagte die Gräfin. Aber was halfen ihm alle Versuche, von denen uns die Geschichte meldet? Bauern und Kleinbürger versuchten den Staatswagen der Aristokratie in die Ebene, in die Nähe der Sümpfe herabzuziehen, aber die Ritter warfen sich in die Speichen und hoben ihn zurück auf die Höhe, wo er fest steht, wie ein Castell. Ha, ihr meine Ritter, ihr Veldenz, ihr

Truchseß v. Waldburg, ihr Götz v. Berlichingen, tapfre Herzen ihr, von Eisen umsponnen! . . ."

Mit diesen Worten zeigte die Gräfin nach der Seite des Saales hin, wo sie die Rüstungen hatte aufstellen lassen.

Herr v. Lentulus, von der erregten Gräfin aufmerksam gemacht, schien doch diesen Gebilden und zwar jetzt zum ersten mal einige Aufmerksamkeit zu widmen. Er trat auf sie zu und pochte mit dem Finger auf die angebliche Rüstung des Ritters Götz v. Berlichingen. „In der That, gut conservirt!" sagte er, „aber hohl! es ist kein Herz darin, ich muß gestehn, daß ich für dergleichen kein Herz mehr besitze. Nobilitas sola est atque unica virtus."

„Ich höre," versetzte die Gräfin ironisch, „daß Herr v. Lentulus noch immer seine alte Liebhaberei betreibt. Die lateinische Sprache ist ohne Zweifel sehr alt, vermuthlich aber drücken Sie jetzt sehr moderne Gesinnungen darin aus."

„Mein Satz ist aus dem Juvenal."

„Aus einer verrotteten Zeit," erwiderte die Gräfin, „wo das feste römische Staatsgebäude durch plebejische Einflüsse aus den Fugen wich. Ganz recht, die Imperatoren erhoben sich dagegen, wie späterhin die Ritter mit ihren Castellen gegen die Bauern und Kleinbürger."

„Diese Castelle," sagte Herr v. Lentulus, „von welcher die Gegend am Rhein eine große Menge auf-

weist, fand ich hier wie anderwärts größtentheils verwittert und abgetragen."

„Man wird sie ausbessern und andere dazu erbauen."

„Der Versuch einer Menschenklasse, sich durch Privilegien und Castelle von den andern Menschenklassen abzusondern, fordert diese heraus, jene Castelle zu brechen."

„Also zum Kampf!" rief die Gräfin. „Aristokratie und Plebejerthum! Auf welcher Seite ich stehe, wird Ihnen nicht zweifelhaft sein . . . Und Sie, Herr v. Lentulus, die Sie Sich der Abstammung von den Scipionen aus dem Geschlechte der Cornelier rühmen; die Sie auf der Seite eines Nachkommen des heiligen Ludwig standen und das absolute Veto, das Castell, das Asyl des guten Anstandes, des feinen Benehmens, der sublimen Anschauungsweise vertheidigten, um es vor den Trübungen eines aufgerührten und unsinnig sich geberdenden Pöbels zu schützen; Sie, die auf der Höhe, in der Nähe des Thrones Sich einer heitern Unbefangenheit erfreuten . . . Sie befinden Sich jetzt in den trüben Niederungen der Welt! Erkenne ich Sie denn wieder? Sind Sie noch immer derselbe feine, vornehme Edelmann Augustus Cornelius v. Lentulus?"

„Ich gestehe," sagte Herr v. Lentulus, „daß ich so war, wie Sie mich zeichneten. Aber die Zeiten ändern sich und mit ihnen der Mensch."

„Der Mann und vor allem der Edelmann bleibt sich treu."

„Ich bin kein Principienreiter," erwiderte Herr von Lentulus, „der aus seinem Ich eine steife Lanze hervordrechselt, um sie gegen den Zeitgeist zu richten. Möge man immerhin Castelle erbauen und sich mit jenen eisernen Hülsen umschanzen — er zeigte nach den Harnischen hin — der Genius erfand das Pulver, das sie zersprengte. Hören Sie mich an, meine Gnädigste! Der Staat ist kein Staat, der sich durch eine Mauer in zwei Bestandtheile: in Aristokratie und Pöbel, scheidet. Man kann durch den Ocean keine Mauer ziehen und sagen: hier ist azurnes Gebiet und dort blos trüber Schwall. Eine Größe und eine Frische! Das Meer duldet keine Mauer. Ein Unglück, daß man sie durch Frankreich zog. Die aufgestaute Flut wühlte und riß daran und stürzte sich endlich, lange gehemmt, mit Hülfe des Sturmes vernichtend darüber hin. Die Häupter der Aristokratie wurden wie Wellenkuppen vom scharfen Ostwind hinweggefegt. Wie anders, wenn die Aristokratie sich zum Volke herabgeneigt hätte, um es heranzuziehen; nicht auf seine privilegirte Höhe, sondern zu der Höhe der Bildung, die beiden geziemt. Die französische Nation ist jetzt ein Gewässer voll gährender Kräfte, welche Schlamm und Lautres durcheinander werfen. Die Klärung wird beginnen, aber so, daß es jedem erlaubt ist, daran theilzunehmen. Das wird der

Unterschied sein zwischen heute und früher. Man stürzt eben die alte verbrauchte Aristokratie, um die wahre Aristokratie zu begründen, wo jeder im Stande sein soll, aus sich selber heraus den Mann zu gewinnen; wo der gebildete Geist sich nach außen hin erweitert, indem er Ererbtes auf eine höhere Stufe der Vollendung hebt, oder, besitzlos, in Folge seiner nicht vom Staate oder privilegirten Ständen gehemmten Spannkraft sich Besitzthümer und Landgüter erwirbt; wo derjenige sich des ältesten Ursprungs rühmen darf, der ihn aus Gott, dem ewigen Anreger zu allem Herrlichen, herleitet. In der Reihenfolge der Lentuli bezüglich ihrer Abstammung von den Scipionen sind bedeutende Lücken, die ein Heraldiker etwa mit Hülfe der Phantasie auszufüllen vermöchte. Uebrigens eine müßige Frage das, ob ich von ihnen abstamme, oder nicht! Ein jeder stammt von ihnen ab, der ihren Geist, sofern er ihn für gut erkannt, in sich selber verspürt und demgemäß aus ihm heraus handelt."

„Ich sehe," sagte die Gräfin, „daß wir von unserm Thema abkamen."

„Keineswegs. Es handelte sich um Cornelie und meinen Freund Lucian Montalto. Der Abstand ist nicht so groß, daß nicht eine Cornelie, wie damals zwischen dem Patricier Scipio und dem sogenannten Plebejer Sempronius, so jetzt zwischen den

Lentuli und Montaltos das innigste Verhältniß sollte begründen können."

„Wahrscheinlich war jener Scipio bereits todt," versetzte die Gräfin ironisch, „aber ich bin noch da, um meine Nichte vor dergleichen Herablassungen zu schützen. Ja, mein Herr, ich, die Reichsgräfin v. Veldenz, will nicht . . ."

„Sie wollen nicht? Ah, meine Gnädigste, ich habe Sie zu erinnern, daß ich der Vater dieses Fräuleins v. Lentulus bin."

„Wol!" versetzte die Gräfin, „aber Sie werden nicht vergessen, daß die Mutter Corneliens meine Schwester war."

„Ich finde es etwas seltsam, wenn die Schwester der Mutter mit dem Vater der Tochter gleichberechtigt sein will."

„Ganz recht! wenn diese Mutter noch lebte! Aber sie ging dahin, damit ich, mein Herr, an ihre Stelle träte."

„Diese Mutter war Lucian Montalto nicht abgeneigt."

„Ich kann das nicht wissen, wol aber weiß ich, daß sie schwach und krank dazu war. Ein Wort von mir hätte sie und Cornelie befestigt."

„In der That, um Cornelie handelt es sich. Sie haben recht, wenn Sie bemerkten: die Männer, wenn sie nicht Despoten heißen wollen, dürfen ihre Beschlüsse den Frauen nicht aufzwingen. Gehe Cor-

nelie selber den Weg, den ihr das Herz zeichnet. Ich habe das Vertrauen zu meiner guten Tochter, daß sie den richtigen wählt. Ihnen aber, der Stellvertreterin der Mutter, wie Sie sagen, mag es wol anstehen, mit Empfehlungen und Rathschlägen die Neigungen eines jungen Herzens zu lenken. Wolan, versuchen Sie es, Cornelie in dem zu befestigen, was Sie für das beste erachten."

„Das will ich!" sagte die Gräfin. „Wo ist Cornelie? Cornelie!" rief sie hinaus.

Aber Cornelie war schon in der Nähe . . . man hörte ihre Schritte . . . sie kam, um ihre Tante und ihrem Vater zu begrüßen.

„Guten Morgen! liebe Tante, guten Morgen lieber Vater," sagte sie, indem sie beider Hände faßte und an ihre Lippen drückte.

„O Freundliche Du!" sprach die Gräfin mit verfinstertem Auge in sich hinein, indem sie Cornelie ihren Vater überließ und seitwärts trat. „Unter der Neigung für Herrn v. Putbus versteckt sie die tiefere Neigung für jenen Lucian Montalto! Verstellung also? Sie verrieth sich damals, als sie im Fieber den Namen Lucian aussprach. O daß ich das Kräutlein Montalto in der Vergessenheit wuchern ließ, statt es unter dem Schilde des Herrn v. Putbus zu ersticken! Wirklich Lucian Montalto? O nicht doch! Dieser Kuß auf die Stirn des Herrn v. Putbus . . ."

„Liebe Cornelie," sagte die Gräfin, „heute Abend ist Gesellschaft bei mir"

„Und wer wird erscheinen, liebe Tante?"

„Wen würdest Du am meisten vermissen?"

„Unter den ältern Bekannten am meisten . . ."

„Ich weiß, wen Du im Sinn hast, liebe Cornelie."

„Du hast recht gerathen, liebe Tante, wenn Du den Herrn v. Putbus meinst."

Die Gräfin sah Herrn v. Lentulus triumphirend an. Dieser blickte zweifelnd vor sich hin... Aeltere Bekannte? was versteht sie unter ältern Bekannten?

„Aber was wir erwarten, erscheint schon!" rief plötzlich Cornelie, welche ihren Blick zum Fenster gewandt.

„Wer erscheint?"

„Schau' hin!"

Die Gräfin blickte die Straße entlang, die sie vorhin Herrn v. Lentulus bezeichnet hatte. „Der Herr v. Putbus!" rief die Gräfin.

„Und Lucian Montalto!" rief Cornelie.

In der That, beide junge Männer kamen die Straße daher auf das Haus der Gräfin zu. Diese sah mit Erstaunen hin. Ludwig v. Putbus und Lucian Montalto gingen nicht etwa nebeneinander, sondern Arm in Arm! Beide gleich groß, gleich schlank, gleich schön, der eine nur braun, der andere blond. Zweifelhafte Wahl für das Auge der Liebe,

wenn diese nicht, wie die Gräfin und Cornelie gewußt hätte, daß der eine der Freiherr v. Putbus und der andere Lucian Montalto war. Selbst das blonde Haar des ersteren, für Französinnen und Südländerinnen immer eine willkommene Beigabe, legte die Gräfin für Herrn v. Putbus in die Wagschale der Schätzung.

Die beiden traten jetzt in das Haus und stiegen die Stufen hinauf . . . Cornelie und die Gräfin, sahen gespannt nach dem Eingang, und die Gräfin, als die Thür sich öffnete, rasch nach beiden jungen Männern und Cornelie hin, um zu beobachten, auf wen ihre Blick zuerst fallen würde. Cornelie lächelte, als sie Lucian Montalto und lächelte, als sie Herrn v. Putbus sah. Aus diesem zweiseitigen Minenspiel wurde die Gräfin ebenso wenig wie Herr v. Lentulus klug, der gleichfalls hingesehn.

„Ah, meine gnädige Frau und Herr v. Lentulus und Fräulein v. Lentulus!“ sagte Herr v. Putbus, indem er sich verbindlichst vor den Damen verbeugte. Dann wechselte er flüchtig einige Worte mit der Gräfin.

Herr v. Lentulus inzwischen trat fast unmerklich zu Lucian Montalto heran und flüsterte ihm zu: „ich bitte Sie, Lucian, fühlen Sie Sich durch nichts verletzt, was Sie hier hören werden. Versprechen Sie mir das!“

Lucian nickte leise mit dem Haupt.

„Einem außerordentlich glücklichen Zufall verdanke ich die Bekanntschaft des Herrn Montalto,“ sagte jetzt Herr v. Putbus, indem er sich vor ersterem leise verbeugte. „Ich wollte mich eben auf eine große Reise vorbereiten und zu diesem Zwecke mich von Ihnen, meine Gnädige, verabschieden.“

„Sie haben doch meine Einladung für heute Abend erhalten?“ fragte die Gräfin.

„Ich habe!“ erwiderte Herr v. Putbus, „und ich reise nicht eher, als bis geschah, was geschehen muß.“

„Ah, morgen, oder nach ein paar Tagen, sobald die Verlobung stattgefunden, geht's nach Thule!“ sprach die Gräfin zu sich selber.

„Ich wollte weit weg,“ fuhr Herr v. Putbus fort. Aber Gott lenkt, wie auch der Mensch denkt.“

„Was lenkt er?“ fragte die Gräfin für sich.

„Es handelte sich darum, die Ursache zu entdecken, der wir die Gegenwart des Herrn v. Lentulus und Corneliens v. Lentulus verdanken.“

„Lucian Montalto!“ sprach die Gräfin zu sich selber. „Ihm allerdings verdankt Herr v. Putbus diese liebenswürdige Cornelie, die durch Herrn Montalto gerettet ward. Neue Aussichten auf Beförderung für diesen jungen Mann durch den reichen und einflußreichen Herrn v. Putbus! Aber deshalb die Reise? Was bedürfen wir der Ursachen, wenn wir uns der Wirkungen erfreuen?“

„Ein günstiger Wind, der von Süd blies,“ begann Herr von Putbus von neuem, „hatte dem Jäger, der sich zur Fahrt in die Ferne anschickte, den Zugvogel bereits zugetrieben. Ich sah ihn gestern verstrickt in den Zweigen des Parks, aber ging vorüber, da kein Name oder Titel an ihm verzeichnet stand. Heute Morgen, als ich aus meinem Hotel auf die Straße trat, um Ihnen, gnädige Frau, meine Aufwartung zu machen, sah ich, wie aus dem nämlichen Hotel, der mir jetzt gleich einem Käfig däuchte, der nämliche Zugvogel sich hervorbegab. „Halt!“ rief ich, indem ich rasch auf ihn zutrat, um sein Entrinnen zu verhindern. „Wie ist denn eigentlich Ihr Name, mein Herr?“ fragte ich ohne weiteres; „es sagt dies zu Ihnen Ludwig Putbus.“ Und: „Lucian Montalto!“ antwortet es mir stracks entgegen. „So erlauben Sie mir, daß ich Sie hiermit auf höheren Befehl arretire.“ Dies sagend, schlang ich meinen Arm um den seinigen. Und Ludwig Putbus verständigte sich mit Lucian Montalto. Und je mehr sie sprachen, desto näher und inniger gesellten sie sich zueinander. Wie wunderbar, daß auf so kurzem Wege eine so große Freundschaft wuchs! Wäre der heutige Abend in diesem Augenblicke da, meine Gnädigste, ich würde zu der versammelten Gesellschaft sprechen: meine Damen und Herrn, ich habe die Ehre, Ihnen hiermit den

Retter des Herrn v. Lentulus und des Fräuleins v. Lentulus vorzustellen."

„Ja, mein Herr," sagte die Gräfin, indem sie sich verbindlich gegen Lucian wandte, „wir haben alle Ursache, Ihnen dankbar zu sein."

„Und die Gesellschaft erwartet noch mehr," fuhr Herr v. Putbus fort, indeß die Gräfin gespannt aufhorchte. „Nicht umsonst wird dieser Saal — ich sehe schon die Vorbereitungen dazu — mit Blumen geschmückt sein, die auf ein Fest hindeuten."

Dies sagend, faßte er die Hand Lucian's, trat mit ihm auf Cornelie zu, nahm auch die ihrige und legte beider Hände ineinander, indem er dabei einen feierlichen Ausdruck annahm.

„Cornelie!" flüsterte Lucian, und „Lucian!" hauchte es von den Lippen Corneliens.

„Lucian und Cornelie!" rief Herr v. Putbus, wie einer, der eine Verlobung verkündet. Es fehlten nur noch die Pauken und Trompeten, die solche Worte zu begleiten pflegen.

„O meine Besorgnisse sind gehoben!" sagte Herr v. Lentulus, indem er seine Hand zu den Händen der beiden fügte.

„Erlauben Sie auch meine Hand!" sagte Herr v. Putbus.

Die Drei standen und sahen nach der Gräfin hin, in der Erwartung, daß sie kommen würde, um dasselbe zu thun.

Diese aber, benommen von dem raschen, ganz unverhofften Ereigniß, sah staunend auf die in eins verschlungenen Hände. Sie, die sich für den Mittelpunkt des Kreises gehalten, den sie aus den feinsten Fäden glaubte gesponnen zu haben, fand sich plötzlich außerhalb desselben, wenn sie nicht etwa vorziehen wollte, selber näher zu treten, um ihre Hand mit den Händen zu vereinigen. Aber sie that es nicht. Vielmehr zürnend und heftiger, als es! einer Dame von ihrem Stande geziemen mag, brach sie, indem sie nach Cornelie hinblickte, in die Worte aus: „Verrätherin Du! Mit dem Kusse, den Du gestern auf der Anhöhe im Park auf die Stirn des Herrn v. Putbus drücktest — o ich sah es, — hast Du Deinen alten Freund verrathen, den Dir der neuste soeben zuführte."

„Was?" rief hier Herr v. Lentulus, indem er seine Hand aus der Vereinigung der Hände löste und verwundert Cornelie und Herrn v. Putbus ansah.

„Und Sie, mein Herr," fuhr sie fort, sich gegen Herrn v. Putbus wendend, „schafften jene Lippen ein so schwaches Gepräge auf Ihrer Stirn, daß es sich verwischte, wie die Spur, welche ein flüchtiger Wind auf die Oberfläche des Wassers zeichnet? Was bedarf es des Festes für heute Abend? Wolan, begehen Sie Ihr Fest! Aber erwarten Sie nicht, daß ich dabei gegenwärtig bin."

Mit diesen Worten wollte sich die Gräfin entfernen.

„O nicht doch, liebe Tante,“ rief Cornelie, indem sie vortrat und ihre Hände nach der Gräfin ausstreckte.

„Bleiben Sie, meine Gnädige!“ sagte Herr v. Putbus.

Die Gräfin wandte sich und sah Herrn v. Putbus mit finstern Blicken an.

„Gnädige Frau,“ begann dieser von neuem „Sie vermochten es, unsere Hände zu trennen. Aber ich hoffe, Sie werden nicht gegen die Wiedervereinigung sein, sobald Sie angehört, was ich Ihnen sagen werde.“

„Wolan, was werden Sie sagen?“

„Sie haben recht, gnädige Frau, Cornelie v. Lentulus küßte Ludwig Putbus auf die Stirn.“

„Sie hören, Herr v. Lentulus, und Sie, Herr Montalto!“ sagte die Gräfin.

„Dieser Kuß,“ hob Herr v. Putbus von neuem an, „ist keine flüchtige Spur, welche der Wind auf die Oberfläche des Wassers zeichnet, er hat sich tief meiner Seele eingeprägt, und ich trage ihn durch die Welt, wie ein Weihezeichen, das auf dem Inhalt meines Lebens ruht. Ich gestehe es frei: ich liebte Cornelie und . . . liebe sie,“ setzte er hinzu, indem er Lucian ansah, „aber Corneliens Liebe zu dem Geliebten in der Ferne milderte die Flamme zu dem

sanften Gefühlen, welche ein Herz bewegen, das sich dem Freunde oder der Freundin widmet. Cornelie war es — verzeihen Sie, gnädige Frau — die mich in Worms hielt; Cornelie, die mich an ihre Seite fesselte, als wir den Rhein hinauffuhren. Ludwig Putbus fühlte sich beglückt durch ihre Nähe, durch jedes Wort, das sie sprach, aber zu rasch bezog er auf sich, was einem andern galt. Ich offenbarte mich Cornelie auf jener Anhöhe, und sie offenbarte mir einen andern. Ich hätte Cornelien durch die Annahme entwürdigt, daß sie rasch das Bild ihrer Seele mit dem eines anderen vertauschen würde, und ich würde mich selber entwürdigt haben, wenn meine Liebe zu Cornelien keine verwandten Gefühle für sie zurückgelassen hätte. Der Freund blieb der Freundin. Der Freund versprach der Freundin, nach Frankreich zurückzureisen, um ihr das Theuerste zu suchen, was sie dort verlor: ihren Vater und Lucian Montalto. Der Kuß auf die Stirn, gnädige Frau, war der Dank dafür, den mir Cornelie im voraus gab. Nun ist Herr v. Lentulus und Lucian Montalto da, und wenn ich die Absicht hatte, nach Frankreich zu gehen, um Lucian's Hand in die Hand Corneliens zu legen, so mußte, da die günstige Gelegenheit sich dazu darbot, die natürliche Folge sein, daß ich es that und auch gegenwärtig thue."

Mit diesen Worten trat er zu Cornelien und Lucian hin, um abermals beider Hände zu vereinigen.

„Meine theure Schwägerin," sagte Herr v. Lentulus, indem er bittend nach der Gräfin hinsah.

Aber die Gräfin trat nicht näher.

„Herr v. Putbus," hob sie jetzt an, „Sie wollten sich ohne Zweifel sehr gefällig erweisen, aber nicht mir. Indem Sie eine Neigung zu fördern suchten, ließen Sie dabei höchst wichtige Verhältnisse außer Acht. Die französische, ja, die europäische Gesellschaft ist durch zwei große Gegensätze oder Principien gespalten. Ich bin die Bekennerin des einen: ich bin die Reichsgräfin v. Veldenz!

„Und ich der Reichsfreiherr v. Putbus!" entgegnete dieser etwas stolz.

„Und ich der Freiherr v. Lentulus!" rief Corneliens Vater.

„Freiherr v. Lentulus!" wiederholte die Gräfin spöttisch. „Als Freiherr in partibus infidelium suchen Sie auf Grund und Boden zu kommen, den Sie gegenwärtig noch nicht besitzen. Sie befanden sich oder schwebten vielmehr in der Höhe des Hofes, ohne mit den Füßen einen andern Grund zu berühren, als das kleine Lentulus-Haus, das ein Häslein in zwanzig Secunden durchläuft. Ich finde es begreiflich, wenn man bei einer solchen Beweglichkeit sich leicht in gewisse Verhältnisse schickt."

Das war bitter und beleidigend von der Gräfin gesprochen.

Herr v. Lentulus wollte aus dem Gleichmuth

seiner Seele heraus. Aber Lucian winkte ihm zu. Ganz schweigen konnte er jedoch nicht mehr. „Meine Gnädigste," sagte er, „ein Beschluß der Nationalversammlung entzog auch Ihnen Ihre elsassischen Besitzungen. Wir schweben nun wohl neben einander. Es kommt wenig darauf an, ob der Grund und Boden, der sich unter unsern Füßen befand, groß oder klein war."

„Mein Herr v. Lentulus," versetzte die Gräfin, „wir gelangen wieder auf diesen Grund und Boden mit Hülfe der Preußen d. h. mit dem Principe des Conservatismus, auf welches Sie verzichteten . . . Doch Sie, Reichsfreiherr v. Putbus, Erb- und Majoratsherr von und zu . . ., Besitzer eines Gebietes, das die Gnade Gottes erhöhte und mit Privilegien verschanzte, um es als erhabenes Vorbild vor den Vermischungen mit der Gewöhnlichkeit zu schützen, ich sehe, daß Sie sich zu einem Vermittler für das Einerlei der Verhältnisse hergeben. O auch auf Sie hat der seichte französische Liberalismus eingewirkt! Bleibe doch jener Mr. le Baron Baptiste Cloots du val de Grace ja zu Paris, damit er nicht seine weltbürgerlichen, jedenfalls bürgerlichen Gesinnungen unter seine cleve'schen Standesgenossen trage. Was werden die Herrn v. Normann, Barneko, Osten, Bork, Dewitz, Wedel, Manteuffel, Bismarck auf Rügen oder in Pommern sagen, wenn der Reichsfreiherr v. Put-

bus unter sie tritt und vom allgemeinen, oder vielmehr gemeinen Menschenadel spricht!"

„Jene Herrn werden dereinst sagen müssen, was Ludwig Putbus sagt."

„Sie sind" fuhr die Gräfin fort, „wennschon gegenwärtig schwedischer Unterthan, doch deutscher oder preußischer Abstammung, ein Preuße, wie der Herr Marquis sagte, und ich denke, es würde angemessener sein, wenn der Reichsfreiherr v. Putbus mit den Preußen vorrückte, um die alten Verhältnisse wiederherstellen, als daß er sie in seiner Heimat aufzulockern gedenkt."

„Wir müssen den Boden auflockern und vorbereiten für den Samen, welchen der Genius der Neuzeit hineinstreut", rief Herr v. Putbus etwas enthusiastisch. „Immer mehr Arbeiter will er auf den Plan haben, endlich das ganze Volk, welches denkend, bildend und bauend ein großes Fruchtfeld mit gestachelten Aehren zu seinem Frommen hervorbringt. Dann steht die Macht da, welche im Stande ist, der fremden Macht zu begegnen. Gnädige Frau, ich bin Idealist d. h. ich glaube an das, was noch nicht da ist, aber sein wird, ich glaube an die Gleichberechtigung des ganzen Volkes im Gegensatze zu Einzelberechtigten. Nicht die Minderheit, sondern die Mehrheit wird obsiegen."

„Die Mehrheit Unsinn," entgegnete die Gräfin, „kreuzigte die Minderheit Christus."

„Die Minderheit," sagte Herr v. Putbus," hatte Zeit, sich in anderthalbtausend Jahren zur Mehrheit zu gestalten."

„Wir sehen die Mehrheit gegenwärtig im französischen Jakobinismus, vor welchem Sie gleichwol zurückweichen."

„Auch die Preußen, mit welchen Sie in Gedanken vorrücken, meine Gnädigste, werden zurückweichen. Dieser Rückschritt ist ein Fortschritt. Wer sind diese Preußen? blos eine durch Castell und Privilegium vom Volke abgeschiedene Abtheilung innerhalb des Volkes, eine Kaste, eine Junkerkaste, die sich ohne das eigentliche Volk gegen eine ganze bewaffnete Nation, gegen die französische, vorschiebt. Die Kaste wird unterliegen, damit fortan das ganze preußische und hernach deutsche Volk an seine Stelle trete: der Bauer, der aus einem Erbunterthänigen ein freier Grundbesitzer ward; der Städtebewohner, der sich der eignen Verwaltung seiner Angelegenheiten erfreut; der Gewerbtreibende, der nach Aufhebung aller Zwangsgerechtigkeiten einzelner ein unbegrenztes Gebiet freier Thätigkeit vor sich sieht; der Wissenschaftsmann, welchem sich durch den ganzen Staat hin eine Laufbahn mit Zielen eröffnet, zu denen allein die Bildung befähigt, mag diese in einem Bauer, oder Baron entsprungen sein; der Edelmann, der gegen die ursprüngliche und unveräußerliche Anwartschaft eines jeden auf der Erde Geborenen an Grund und Boden

sich wetteifernd kräftigst, selber arbeitend und schaffend, auf eignem Grund und Boden zu behaupten sucht; der König, der diesem Volke nicht als ein äußeres Zeichen, als ein bloßer Titel angeheftet ward, sondern aus dem Volke wuchs und ragt, damit es in ihm seine eigene Größe und Majestät erkenne . . . wenn ein solches Volk, das preußische Volk, nachdem es sich schrankenlos bildete und erhöhte, vorrückt, dann wird es die ganze deutsche Nation mit fortreißen und jeder Nation halt gebieten, die zerstörerisch aus ihren Grenzen zu treten droht. Nicht als ein Reichsfreiherr, sondern als ein freier deutscher Herr und Mann dieses Volkes reich' ich dem freien Herrn und Manne eines andern Volkes: Lucian Montalto, die Hand."

Mit diesen Worten trat Herr v. Putbus zu Lucian Montalto hin, dessen Hand er faßte und herzlich drückte.

„Ha, vortrefflich!" rief Herr von Lentulus, indem er nach den beiden jungen Männern hinsah. „Haben sie gehört, Lucian? Worüber wir uns so oft unterredeten zu Paris, als wir uns in der Verborgenheit halten mußten, das hörten wir aus dem Munde unsres liebenswürdigen Freundes — siehe, Cornelie, einen solchen Freund hast Du gewonnen! — aus dem Munde des Herrn von Putbus. O ich begreife das jetzt alles! Lucian, mein junger Freund, Sie waren mein Lehrmeister! An einem Punkte auf dem ungeheuren Gebiete der römischen Geschichte, wo die ver-

schiedensten Parteien und Anschauungen auseinander-treten, verweil' ich, verweil' ich dennoch" — er sah flüchtig nach der Gräfin hin —: „bei Tiberius und Cajus Gracchus! Mit ihnen an die Wurzel des Volkes! Was ihnen fehlschlug, kann und muß gelingen. Der Geist der Weltgeschichte richtet sich trotz des Sturzes seiner Helden in neuen Helden empor. Arbeiten wir daran — o wir werden nach Frankreich zurückkehren und das bald: kein einzelner und nicht einzelne können alles in sich abthun und können nicht das Volk aus-schöpfen, um daraus für sich in einer olympischen Wolke Nectar und Ambrosia zu sammeln — arbeiten wir am Boden, an den freien Besitzthümern des Volkes, an seiner Bildung! Auf ein großes, im Könige aufgegipfeltes Volk kommt es an, wo die Einheit wie ein Baum mit mächtigen Seitenästen sich entfaltet, die wie Bäume aussehen, ohne es selber zu sein; wo das Volk wie die Wurzel im Boden haftet und doch über dem Boden sich zu grüner Frische und Freiheit erhebt; wo, was die Gracchen wollten, in Erfüllung geht: die liebe Erde als Besitzthum unterm Fuß dem Volk, damit dieses nicht halt- und zügellos mit den Gedanken über den Mangel brüte! Siehe da den Baum Frankreich: nenne ihn Platane, oder Ceder! Siehe da den Baum Deutschland: nenne ihn Eiche, oder Esche! Kann Platane und Eiche sich raufen und verstümmeln an den Aesten? Laß sie rauschen nebeneinander in ihrer Fülle und Schön-

heit! Laß die französische Nation neben der deutschen arbeiten, schaffen, wetteifern! Sieg dem Geiste und der Bildung, welche keine natürlichen Grenzen kennt! Mens molem movet! Dann ist kein Neid, kein Hader, keine faustrechtliche Begehrlichkeit über sich hinaus nach dem, was des andern ist. Ja, wenn Eiche und Platane sich bewegen, wenn sie gegeneinander vorrücken könnten, sie würden es blos thun, um sich — zu umarmen! Wir aber sind Menschen, Nachbarn, Genossen, Mitarbeiter. In Euch, meine jungen Freunde, umarme sich das verjüngte Deutschland und Frankreich! Ja, umarmen wir uns!"

Nachdem Herr v. Lentulus diese Worte gesprochen, trat er zu den beiden jungen Männern, indem er zugleich Corneliens Hand ergriff, um sie in den Kreis der Zärtlichkeit zu ziehn.

Aber er löste sich bald aus dieser Umarmung: nach der Gräfin wandte er sich um, die ihm noch zu fehlen schien.

„Meine Gnädige," sagte er . . . aber dies Wort däuchte ihm zu kalt, „Lucilie von Veldenz!" fuhr er fort . . . „Lucilie!" rief er . . . „Ach, wenn Lucretia hier wäre! Aber die Schwester ist da! . . . Siehe die Tante an, Cornelie! hat sie nicht Aehnlichkeit mit Deiner armen Mutter? O sie war schön, schön wie Sie selber, Lucilie! Ja, das will ich behaupten. Ach, wenn ich Sie lächeln sähe! Genau dann paßte das Bild zu dem Bilde, das in meiner Seele ruht." —

Mit etwas erhobener Hand, wie einer, der jedes Stäubchen verscheuchen will, das an den heitern Spiegel eines seelenvollen Auges zu fliegen droht, sah er nach der Gräfin hin.

In dieser war inzwischen doch manches vorgegangen, was ihren herben Widerspruch zu mildern schien. Als eine Dame, die sich aufs Reflectiren verstand, mochte sie sich wol mit dem Gedanken beschäftigt haben, goldene Truppen d. h ihr bedeutendes Vermögen, das sie trotz des einstweiligen Verlustes ihrer elsassischen Güter noch immer besaß gegen ihre Widersacher ins Feld, oder vielmehr vor den Augen derselben aus dem Felde zu rücken, um auf diese Weise, da sie es mit ihrer Person selber nicht vermochte, durch äußere Mittel auf — arme Emigranten zu wirken. Aber auch hier wurde sie von ihrer Berechnung, im Fall sie wirklich eine solche anstellte, im Stich gelassen. Unter der Hand erfuhr sie doch wol, daß sich Lucian eines großen Reichthums erfreute, der außer liegenden, gegenwärtig immerhin zweifelhaften Grundgütern in bedeutenden Kapitalien bestand, die sein Vater in einer ausländischen Bank angelegt hatte. Außerdem war auch dies Lentulus-Haus nicht ganz zu verachten, obwol es die Gräfin durch ein paar Häsleinsprünge zu überwinden und verächtlich zu machen versuchte. Zwar konnte es mit seinen Einkünften nicht unter der unmittelbaren Verwaltung des Herrn von Lentulus stehen, aber

Andeutungen in Zeitungen über die nicht mehr haltbaren Zustände Frankreichs ließen für den einstweiligen fraglichen Besitz die Gewißheit der vollständigen Zurückgabe in Aussicht stellen. Und endlich stand ihr der Herr von Putbus, der reiche Erb- und Majoratsherr, gegenüber, der, nach seinem Charakter zu urtheilen, wie wir ihn im Verlauf dieser Geschichte kennen lernten, ganz ohne Zweifel, sobald Noth an Mann trat, mit seinem ganzen Vermögen Personen, die er so sehr liebte, würde geschützt haben.

Sei dem, wie ihm wolle! — es kommt uns nicht zu, innerste Gedanken, die vorhanden, aber auch nicht vorhanden sein konnten, in augenscheinliche Motive zu verwandeln; wir fühlten uns nur veranlaßt, aus dem Charakter der Gräfin, wie wir ihn kennen lernten, uns Schlüsse für mögliche Fälle zu bilden. So viel ist gewiß, sie ermaß, daß ihr, abgesehen von dem Gewichtigen, eine durchaus sittliche und darum höchst gefährliche Majorität gegenüberstand: der brave rechtschaffene Herr von Lentulus, Corneliens Vater; diese selbst, auf die sie sich, als den letzten Grund der Entscheidung, nicht minder, als ihr Schwager, berufen; schließlich Herr v. Putbus! Wenn selbst der schöne, reiche Erb- und Majoratsherr v. Putbus, obwol er bekannt, daß er Cornelie tief liebe, das Feld räumte, so konnte der reiche und nicht minder schöne Lucian Montalto füglich wol an dessen Stelle treten, zumal unter den

gegenwärtigen Verhältnissen kein Duc oder Marquis für sie in Betracht kam. Und wie nun gar Herr von Lentulus, der nicht allein ein rechtschaffener, sondern auch ein liebenswürdiger Hof- und Edelmann war, mit Bezugnahme auf ihre Schwester Lucretia, von welcher sie wußte, daß man sie allgemein schön genannt, ihre eigne Schönheit und zwar so erhob, daß sie durch den Vergleich keineswegs in Schatten kam, da erheiterten sich wirklich ihre Züge. Indeß nachgeben wollte sie doch nicht gleich: nicht sofort sollte ein bereits ohne sie geschlossenes Verhältniß vor ihren Augen zum Abschluß gelangen; zeigen wollte sie zuvor noch die Reichsgräfin v. Veldenz. Hochaufgerichtet und gemessen, wiewol immerhin nicht unfreundlichen Blickes stand sie da. Herr v. Lentulus sah nach ihr hin, desgleichen Herr v. Putbus, Cornelie, Lucian Montalto. Sie schien sich darin zu gefallen, daß sie der Zielpunkt der Aufmerksamkeit sei, daß man doch zuletzt die Entscheidung von ihrer Zustimmung abhängig mache oder machen wolle. Endlich flüsterte sie mit weichem, nachgebendem Tone den Namen: „Cornelie!"

Cornelie trat hervor.

„Was befiehlt meine gütige Tante?"

„Du weißt," versetzte die Gräfin, „daß ich Dir stets gut war."

„Wir wissen das alle," rief Herr v. Lentulus, „o dürften wir hoffen . . ."

„Ich empfehle mich stets dem liebevollen Herzen meiner Tante," sagte Cornelie, indem sie noch näher trat und der Gräfin die Hand küßte.

„Lucian Montalto!" sagte die Gräfin.

Lucian trat vor und verbeugte sich.

Die Gräfin sah ihn schweigend an. Ohne Zweifel dachte sie: ein junger schöner und dazu reicher Mann! Sein Anstand wird ihm Bahnen zeichnen. An seiner Brust ist Raum für Orden und Ludwigskreuze, wenn erst die Bourbonen wieder am Ruder sind!

„Lucian Montalto-Peretti! ich reiche Ihnen meine Hand."

Die Andern traten hinzu, um ihre Hände an die der beiden zu fügen. Zum dritten male jetzt, wie damals auf dem Heidelberger Schloß vereinigten sich hier Hände, aber jetzt die rechten, nachdem sie sich nach so viel Leid und schmerzlicher Trennung gefunden.

„Lasset uns glücklich sein!" rief Herr v. Lentulus.

Wird es der freundliche Leser mitrufen?

Wir denken: ja!

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig